

DIE

KRANKHEITEN IM FELDZUGE GEGEN RUSSLAND (1812).

EINE GESCHICHTLICH-MEDIZINISCHE STUDIE

VON

DR. WILHELM EBSTEIN,

GEHEIMER MEDIZINALRAT UND O. Ö. PROFESSOR DER MEDIZIN AN DER UNIVERSITÄT IN GÖTTINGEN.

MIT EINEM IN DEN TEXT GEDRUCKTEN KÄRTCHEN.



STUTTGART.

VERLAG VON FERDINAND ENKE.

1902.

DIE

KRANKHEITEN IM FELDZUGE

GEGEN RUSSLAND (1812).

EINE GESCHICHTLICH-MEDIZINISCHE STUDIE

VON

DR. WILHELM EBSTEIN,

GEHEIMER MEDIZINALRAT UND O. Ö. PROFESSOR DER MEDIZIN AN DER UNIVERSITÄT IN GÖTTINGEN.

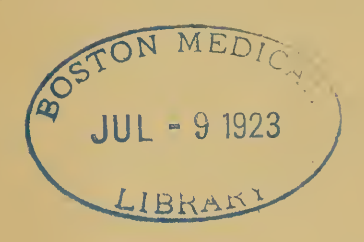
MIT EINEM IN DEN TEXT GEDRUCKTEN KÄRTCHEN.



STUTTGART.

VERLAG VON FERDINAND ENKE.

1902.



Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

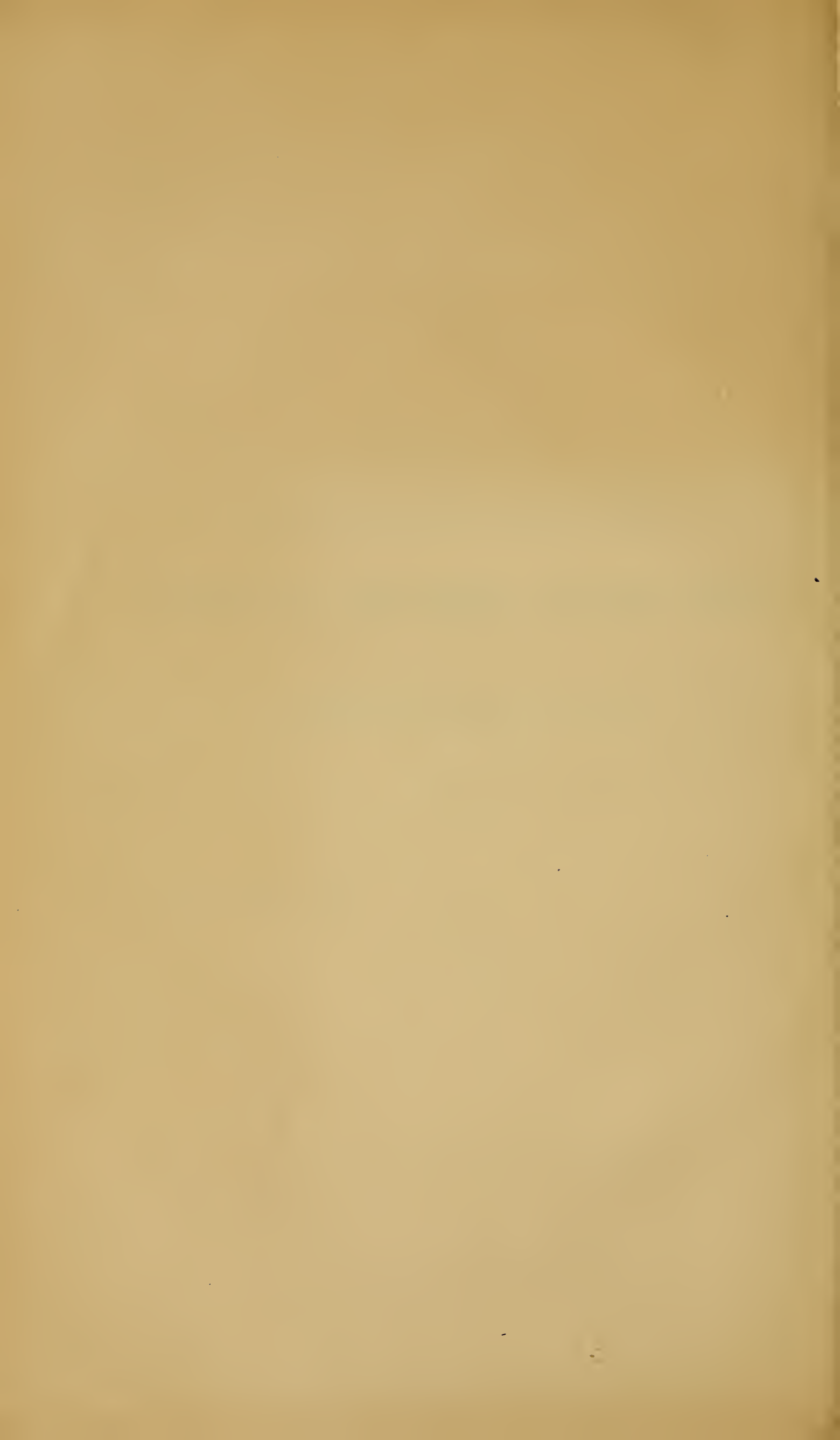
SR. EXCELLENZ

DEM GENERAL-FELDMARSCHALL

HERRN GRAFEN ALFRED VON WALDERSEE

VEREHRUNGSVOLL ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.



Vorwort.

Sir Walter Scott, welcher ohne Zweifel sehr viel grösser als Dichter denn als Historiker war, sagt in seiner Geschichte Napoleon I, indem er dessen Ansprüche an seine Armee kennzeichnet, folgendes: „Grosse Opfer waren nötig, um die französischen Truppen zu der durch die Kombinationen Napoleons gebotenen Beweglichkeit abzurichten. Er nahm keine Rücksicht auf Schwierigkeiten oder unerwartete Hindernisse; die zur Ausführung der Manöver berechnete Zeit durfte unter keinem Vorwande überschritten, das Gepäck, die Nachzügler, das Geschütz, musste ohne weiteres preisgegeben werden, wenn die Kolonne gehindert wurde, auf dem Punkte ihrer Bestimmung anzukommen. Daher wurde alles, wodurch man bisher nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Existenz der Armee bedingt geglaubt hatte, in dem französischen Kriegsdienst grossenteils entbehrt; — und zum erstenmal sah man Truppen ohne Zelte, ohne Lagergeräte, ohne Magazine, ohne Spitalanstalten ins Feld ziehen. Die Soldaten assen, schliefen und starben, wie und wo sie konnten, ohne Unterlass vorrückend, fechtend und siegend. Dadurch, dass man zum Behuf des Sieges auf alles andere Verzicht that, wurden die Schrecken des Krieges allerdings auf eine furchtbare Art gesteigert. Der bewaffnete Soldat, dem es

an Brot gebrach, musste, um sein Leben zu fristen, auf Plünderung ausgehen, that aber durch diese Selbstverpflegung den Einwohnern unendlich mehr Schaden, als er selbst dabei gewann; — — doch wurde durch diese rasche Taktik ein Vorteil erkauft. — — Die Armee musste durch Krankheiten und Strapazen, durch Entbehrungen aller Art allerdings zu Grunde gerichtet werden, aber der Zweck, d. h. der Sieg, wurde doch erreicht; — — —." Ich habe diese Stelle aus Scotts Geschichte Napoleons I hierher gesetzt, obgleich ich wohl weiss, dass man diese Arbeit Scotts sehr bemängelt und sie sogar als flüchtig und unkritisch bezeichnet hat. Wie mir aber dünkt, passt diese Darlegung Scotts so recht auch auf diesen Krieg gegen Russland, bei dem freilich gerade in medizinischer Beziehung manches Böse dazu kam, um ihn so verhängnisvoll zu gestalten. Jedenfalls werden wir im Verlauf der Darstellung Gelegenheit haben, auf die hier angedeuteten Punkte genauer zurückzukommen und werden dabei finden, dass der Dichter die Situation im wesentlichen sehr richtig erfasst hat.

Göttingen, den 27. November 1901.

W. Ebstein.

Inhaltsangabe.

		Seite
I.	Einleitung	9—12
II.	Historische Vorbemerkungen	12—15
III.	Krankmachende Ursachen in der französischen Armee	16—30
IV.	Krankheiten und Seuchen in der französischen Armee	30—65
V.	Krankheiten in der russischen Armee	65—69
VI.	Kritische Würdigung der einzelnen krankmachenden Momente sowie der Sanitätseinrichtungen in der Napoleonischen Armee	69—79
VII.	Litteraturverzeichnis	79—82





I. Einleitung.

Im Anschluss an meine Studien über die Pest des Thukydides — die Attische Seuche[1]) — habe ich mich vielfach mit verwandten Fragen beschäftigt. Die Veranlassung zu der nachfolgenden Arbeit über die Gesundheitsverhältnisse sowie über die Krankheiten und Seuchen bei den kämpfenden Armeen in dem Kriege, welchen Napoleon I. im Jahre 1812 gegen Russland geführt hat, war für mich die Ueberzeugung, welche sich mir bei dem Studium der darüber vorliegenden Veröffentlichungen mehr und mehr aufdrängte, dass die über diesen interessanten Gegenstand existierenden Quellen seither nur mangelhaft verwertet worden sind. Die Sache ist in der That nicht ganz einfach und zwar insbesondere deshalb nicht, weil eine Reihe von Angaben über das mich interessierende Thema in den kriegswissenschaftlichen Werken und in der reichen Memoirenlitteratur über diesen furchtbaren Krieg niedergelegt sind. Dass aber das Interesse der Aerzte auch für die medizinische Seite dieses Gegenstandes keineswegs erloschen ist, beweist mir ein Artikel in dem New York medical Journal 1901, p. 833—836 (11. Mai 1901), welches unter dem Titel: „Some medical aspects of Napoleons campaign against Russia" seinen amerikanischen Aerzten einen Auszug aus einem Referat bietet, welches einige

[1]) W. Ebstein, Die Pest des Thukydides. Stuttgart 1899 und Derselbe, Nochmals die Pest des Thukydides. Deutsche medizinische Wochenschr., 1899, Nr. 36.

Jahre vorher in der New Yorker medizinischen Wochenschrift über einige Arbeiten veröffentlicht worden war, die zwei deutsche Teilnehmer an diesem Kriege geliefert haben. Es handelt sich hierbei erstens um die lateinisch geschriebene, aber auch ins Deutsche übertragene Tübinger Inauguraldissertation von C. J. von Scherer (vergl. Litteraturverzeichnis Nr. 22), sowie zweitens um ein über diesen Feldzug von einem deutschen Offizier des westfälischen Corps veröffentlichtes Buch. Der Verfasser dieses Buches ist in dem Journalartikel nicht genannt. Es sei hier indes angegeben, dass von mir selbst drei Bücher deutscher Offiziere des westfälischen Corps über diesen Gegenstand für den vorliegenden Zweck benutzt wurden, nämlich die Biographie des Generals von Ochs (Litteraturverzeichnis Nr. 12), das Kriegerleben des Oberstleutnant von Borcke (vergl. das Litteraturverzeichnis Nr. 5), sowie die während des Krieges 1812 in die Heimat geschriebenen Briefe vom Generalleutnant von Lossberg (vergl. das Litteraturverzeichnis Nr. 18). In allen diesen Schriften findet man mehr oder minder zahlreiche, für die Gesundheitsverhältnisse der Armeen während dieses Krieges lehrreiche Mitteilungen. Durch die hiesige Königliche Bibliothek war ich in der glücklichen Lage, für die Klärung der in Betracht kommenden Verhältnisse ziemlich reichliches litterarisches Material zusammenzutragen. Ferner konnte ich durch die Güte des Herrn Major Nordmann, welcher mir überdies eine Reihe von Notizen zur Verfügung stellte, die er zwecks einer militärischen Arbeit über den Krieg Frankreichs gegen Russland im Jahre 1812 gesammelt hatte, auch die in der Bibliothek des in Göttingen stehenden 2. hessischen Infanterieregiments Nr. 82, vorhandenen, diesen Krieg behandelnden Werke für meinen Zweck verwerten. Von besonderem Interesse war mir aber die Mitteilung des Herrn Prof. Carl Wagner in Kassel, dass sich in dem Besitze des Herrn Justizrat Dr. Harnier in Kassel die Tagebücher befänden, welche dessen

verstorbener Grossvater (geboren 1790) in den Kriegsjahren 1810—1814 geführt hat. Herr Dr. Harnier hat in einem im Hessischen Geschichtsverein gehaltenen Vortrage[1]) aus den vieles Interessante enthaltenden Aufzeichnungen seines Grossvaters das mitgeteilt, was ihm der Beachtung wert schien und was insbesondere auf die Sitten und Anschauungen der damaligen Zeit und auf die Stellung der Bevölkerung zum Königreich Westfalen ein Licht zu werfen geeignet erschien. Herr Dr. Harnier hat die Güte gehabt, mir das Tagebuch seines Grossvaters zur Benutzung zu überlassen. Mich interessierte in diesen Tagebüchern für den von mir verfolgten Zweck vornehmlich das, was den Krieg gegen Russland im Jahre 1812 betrifft und natürlich in erster Reihe die Mitteilungen über die hygieinischen Verhältnisse in Harniers Truppenteil, sowie die während des Krieges bei demselben aufgetretenen Erkrankungen. Harnier hat nämlich den Krieg gegen Russland als Chirurgien major des 1. westfälischen Linienregimentes, welches dem grossen Kriegstheater in Russland fernblieb, mitgemacht. Dieses Regiment gehörte nicht zu dem Gros der „grande armée“ und kam über Kurland nicht hinaus. Napoleon hatte dies unter grossem Missvergnügen des Regiments selbst befohlen. Harnier bemerkt, dass diese von Napoleon getroffene Anordnung, wobei er gleichzeitig das 1. westfälische Linienregiment mit dem 11. Polnischen Regiment zu einer Brigade vereinigt hatte, schon gegen Ende Juni 1812 zu einer bedenklichen Lockerung der Disziplin führte und zu Exzessen und Plündereien Veranlassung gab. Wir werden später, im Verlauf der Darstellung, Gelegenheit haben, auf die Gesundheitsverhältnisse dieses Teils des Napoleonischen Heeres, welcher abseits von dem übrigen Heere in einer recht isolierten Position sich befand, kennen zu lernen. —

[1]) Abgedruckt in der Hessischen Morgenzeitung, 1894, Nr. 164—168.

Es liegt natürlich gänzlich ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit, welche sich lediglich die Aufgabe gestellt hat, die in dem Kriege gegen Russland obwaltenden medizinischen Verhältnisse, bezw. die in diesem Feldzuge getroffenen hygieinischen Massnahmen, sowie die während desselben aufgetretenen vornehmlichsten Krankheiten und deren Ursachen auf Grund der mir zur Verfügung stehenden Quellen zu schildern, auf die geschichtliche Seite im übrigen, und insbesondere auch auf die Ursachen dieses Feldzuges näher einzugehen.

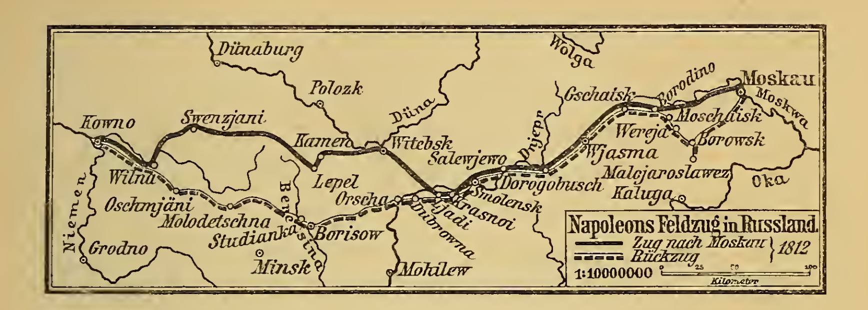
II. Historische Vorbemerkungen.

Jedenfalls dürfte es nicht unnütz sein, den medizinischen Erörterungen einige historische Bemerkungen vorauszuschicken. Ich füge auch ein dem historischen Schulatlas von F. W. Putzger[1]) entlehntes, in etwas vergrössertem Massstabe wiedergegebenes Kärtchen bei, auf welchem der Zug nach Moskau sowie der Rückzug des grossen französischen Heeres von dort im Jahre 1812 ersichtlich ist. Hierdurch wird es dem Leser leicht, sich die Situation zu vergegenwärtigen. Es seien zur Erläuterung nur noch folgende Bemerkungen hinzugefügt. Im Monat Juni 1812 rückte Napoleon mit seinem Heere, dessen Hauptkolonne ca. 360 000 Mann zählte, welches indes durch Nachsendungen auf mehr als eine halbe Million stieg, und welches aus den verschiedensten Nationen Europas — abgesehen von Franzosen, aus Deutschen, Italienern, Niederländern, Polen und Schweizern — zusammengesetzt

---

[1]) Bielefeld und Leipzig 1891, 17. von Dr. A. Baldamus neu bearbeitete Auflage. Tafel 27.

war, über den Niemen. Während die Russen, ohne der feindlichen Armee bedeutenden Widerstand zu leisten, zurückwichen, gelangte das Hauptheer bis Smolensk, wo Napoleon am 17. und 19. August einen Sieg errang. Bis zu der Schlacht von Smolensk hatte Napoleon von seinen ca. 360000 Mann bereits 136000 Mann verloren, obwohl er bis zu dieser Schlacht nur einige kleine Gefechte geliefert hatte. Nach Bourgeois (Litteraturverzeichnis Nr. 6, S. 32) blieben in der Schlacht von Smolensk



mindestens 6000 Franzosen auf dem Schlachtfeld, und ausserdem gab es 10000 Verwundete. Am 7. September schlug Napoleon die Russen wieder bei Borodino an der Moskwa, aber mit grossem eigenen Verluste. Das westfälische Corps allein verlor hier 400—500 Tote und 2500 Verwundete (cf. v. Ochs, Litteraturverzeichnis Nr. 12, S. 255). Am 14. September hielt Napoleon in das von den Russen aufgegebene Moskau seinen Einzug und bezog den Kreml. Schon am Abend des nächsten Tages nach Napoleons Einrücken in Moskau, brach in mehreren Gegenden der Stadt Feuer aus, welches, geschürt durch einen heftigen Wind, grosse Ausdehnung gewann und furchtbare Verwüstungen anrichtete. Nachdem der von Napoleon den Russen angebotene Frieden von dem russischen General Kutusow zurückgewiesen worden war, trat Napoleon am 18. Oktober, überall verfolgt von dem

russischen Hauptheere und von den Kosaken umschwärmt und angegriffen, den Rückzug an. Ich werde auf die Schrecken desselben, soweit sie durch die klimatischen sowie durch die Ernährungsverhältnisse u. s. w. bedingt waren, bei der Besprechung der den Gesundheitszustand des Napoleonischen Heeres schädigenden Momente zurückkommen. Hier soll nur des von Ney und Oudinot erkämpften Ueberganges über die Beresina gedacht werden, bei welchem sich der Jammer des Napoleonischen Rückzuges am furchtbarsten gestaltete. Unter der Last der drängenden Soldaten der Napoleonischen Armee, welche auf das jenseitige Ufer des Flusses zu kommen suchten, brach teilweise die Brücke ein, und Tausende kamen in dem Strome um. Die auf dem anderen Ufer noch zurückgebliebenen Soldaten der „grande armée" gerieten zum grossen Teil in russische Gefangenschaft.

Von jetzt an lösten sich die Ueberreste der grossen Napoleonischen Armee in rascher Folge auf. Es wird angegeben, dass Napoleon nach dem zwischen dem 26.—29. November sich vollziehenden Uebergange über die Beresina nur noch über 8000 kampffähige Soldaten verfügte; indes auch diese schmolzen in wenigen Wochen auf einige Hunderte zusammen. Am 3. Dezember erliess Napoleon sein bekanntes 29. Bulletin, in welchem den seit Monaten in banger Sorge harrenden Völkern kundgethan wurde, dass der Kaiser gesund, die grosse Armee aber so gut wie vernichtet sei. Napoleon eilte durch die Schneefelder Russlands auf Paris zu, wo er bereits am 19. Dezember 1812 eintraf. Nach amtlichen Berichten wurden in Russland während dieses Krieges 243 600 Leichname feindlicher Soldaten eingescharrt. Nur sehr geringe Reste des grossen, stolzen Heeres sahen die Heimat wieder. —

Der Leser ersieht aus dieser kurzen Skizze, auch ohne dass weitere Zahlenbelege hier angeführt zu werden brauchen, bereits soviel, dass die russischen Waffen und auch der so

viele Menschenopfer fordernde Uebergang über die Beresina keineswegs im stande gewesen wären, einen so vollständigen Ruin des Napoleonischen Heeres zu erklären. Hier, wie in so vielen anderen Kriegen, haben mannigfache Ursachen nicht nur ebenso, sondern noch weit verheerender gewirkt, als die feindlichen Waffen. Wir verdanken von Linstow (vergl. Litteraturverzeichnis Nr. 17) eine Abhandlung über die Kriege, Schlachten und Belagerungen, in denen nicht die feindlichen Waffen, sondern Krankheiten, — welchen Begriff von Linstow mit Seuchen zu identifizieren scheint, — das entscheidende Moment waren. Zu diesen Kriegen rechnet von Linstow auch den Feldzug Napoleons gegen Russland im Jahre 1812. Wir werden natürlich, wenn wir die in diesem Kriege aufgetretenen Krankheiten einer etwas genaueren Besprechung unterziehen, die sogenannten Seuchen von den übrigen Krankheitsprozessen losgetrennt betrachten müssen. Erstere sind natürlich von besonderem Interesse. Wir werden hier als Seuchen alle in epidemischer Ausbreitung auftretenden infektiösen Krankheiten bezeichnen. Für die Prophylaxe, bezw. für die Wahrnehmung der Hygieine im Kriege, soweit eine solche dabei überhaupt ausführbar ist, erscheint diese Trennung von einer keineswegs zu unterschätzenden Bedeutung.

Ehe wir aber nun die in dem Kriege Napoleons gegen Russland im Jahre 1812 aufgetretenen Krankheiten bezw. Seuchen genauer ins Auge fassen, erscheint es mir wünschenswert, die Ursachen etwas näher zu beleuchten, welche bei deren Entstehung und Verbreitung als besonders wirksam angesehen werden.

III. Krankmachende Ursachen im Napoleonischen Heere.

Bevor wir auf die diesem Kriege in dieser Beziehung anhaftenden besonderen Eigentümlichkeiten eingehen, mag daran erinnert werden, dass jeder Krieg, auch der unter den günstigsten Umständen geführte, ein ätiologisches Moment für die Entstehung von Krankheiten abgiebt. Es ist dies eine Thatsache, welche eines weiteren Beweises nicht bedarf. Auf der anderen Seite wird aber doch an dieser Stelle betont werden müssen, dass und warum dieser Krieg gegen Russland zum mindesten mehr als viele andere die Gesundheit der Krieger gefährdende Momente in sich schloss. Indem er dem Heere nicht nur furchtbare Anstrengungen auferlegte und an seine Leistungsfähigkeit die denkbar grössten Ansprüche stellte, sondern ihm auch betreffs der Entbehrungen der zur Erhaltung des Lebens notwendigsten Bedürfnisse qualvolle Opfer auferlegte, wurde einerseits die Widerstandsfähigkeit der Armee vermindert, andererseits wurden dadurch sowohl die Gesundheit schwer schädigende Momente in grosser Zahl geschaffen, als auch dadurch allein der Tod Tausender unmittelbar herbeigeführt. Um diese Verhältnisse besser übersehen zu können, wird es notwendig sein, an der Hand der darüber vorliegenden Mitteilungen, die in Betracht kommenden Verhältnisse etwas genauer zu schildern. Gehen die betreffenden Schriftsteller auch in manchen Beziehungen, insbesondere in der Taxierung des Einflusses der Witterungsverhältnisse, etwas auseinander, die Thatsache hat keiner in Abrede gestellt, dass die Lebensbedingungen, vor welche die grosse Armee gestellt wurde, in mehr als in einer Beziehung die denkbar schwierigsten waren.

Wir betrachten an erster Stelle die Schwierigkeiten, mit welchen das Gros des französischen Heeres auf dem Marsche nach Moskau je länger je mehr zu kämpfen hatte. Zunächst

brachten die Märsche, zum Teil Eilmärsche, auf schlechten Wegen grosse Strapazen mit sich. Ein Teil der Truppen legte den Weg von Kowno nach Wilna[1]) in drei Tagen zurück, obgleich seine sandige und durchschnittene Beschaffenheit ihn besonders für Wagen beschwerlich machte. Ausserdem musste natürlich die in der Nähe der Russen marschierende Armee Napoleons bivouakieren. Vom 20. Juni trat statt der seit dem 15. herrschenden unerträglichen Hitze und der schwülen und drückenden Luft ein fünf Tage ohne Unterlass andauernder Regen ein, welchem dann wieder ungewöhnliche Hitze folgte. Alle auf dem Marsch begriffenen Corps wurden durch die Unbilden des Wetters nicht nur aufgehalten, sondern eine ganze Reihe der Soldaten unterlag; eine noch grössere Menge derselben füllte überdies die Lazarette. Diesen aber fehlte es in den ersten Tagen an allem. Es bot zu grosse Schwierigkeiten, sich in Polen die Dinge zu verschaffen, welche zu einem Krankenhausbetriebe notwendig sind. Noch dazu war die Zahl der Kranken eine überaus grosse; fast noch mehr als die Menschen litten die Pferde. Auf der Strasse nach Wilna allein lagen 10000 Pferdeleichen und verpesteten die Luft.

Aber auch, abgesehen von allen diesen, durch die soeben berichteten Verhältnisse herbeigeführten Schwierigkeiten, waren solche auch durch den Ort und die Art der Kriegführung gegeben. Der Kriegsschauplatz war in ein wenig bevölkertes Land verlegt, in welchem der leibeigene Bauer nur das Notdürftigste besass und nicht in der Lage war, sich neue Vorräte anzuschaffen, wenn die seinigen erschöpft waren[2]).

---

[1]) Die jetzige Eisenbahnlinie von Kowno nach Wilna ist 97 Kilometer lang.

[2]) Graf von Moltke (Gesammelte Schriften, Band VI, Berlin 1892, Seite 450) klagt nach der Schlacht von Königgrätz, dass ihm die Verpflegung in dieser ausgezehrten Gegend grosse Schwierigkeiten mache,

Unter diesen Umständen wurde natürlich gleichmässig die Ernährung der Menschen und der Tiere gestört. Das grüne, zur Ernährung der Pferde dienende Futter musste von den mit diesem Dienste Betrauten oft weither geholt werden. Die Schnelligkeit der Märsche und die grosse Zahl der Kombattanten machten es unmöglich, eine ordnungsmässige Versorgung derselben mit Lebensmitteln zu bewirken. Die Lebensmitteltransporte blieben mehrere Tagemärsche zurück und waren überdies durchaus unzureichend. Es wurden den Soldaten Lebensmittel für einige Tage aufgepackt; reichten diese bei einem Regimente nicht aus, so legte man sich auf das Marodieren. Unter diesen Verhältnissen wurden Viele krank. Bei der Mehrzahl der Soldaten entwickelten sich die niedrigsten Leidenschaften; sie plünderten und zerstörten nachher alles; ein grosser Teil dieser Marodeure wurde fahnenflüchtig, um sich den Notständen des Krieges zu entziehen. Die geschilderten Schwierigkeiten bereiteten dem französischen Heere ungeheure Verluste. Dieselben machten sich gleich in den ersten Tagen nach dem Einmarsch in Russland sehr fühlbar und mussten sich natürlich, je länger diese Notlage anhielt, noch um so mehr steigern. Das Marodieren konnte weder Brot noch Mehl noch Branntwein in erforderlicher Menge verschaffen. Es fehlte die

---

der regelmässige Nachschub vermöge dem schnellen Vorrücken der Operation nicht mehr zu folgen, die Eisenbahnen bei Theresienstadt und Josefstadt seien gesperrt und man müsse fortan von Requisitionen leben; deshalb sei ihm der Besitz von Prag so wichtig, wo grosse Magazine zusammengebracht werden können. Bei der Belagerung von Metz, so berichtet gleichfalls Graf von Moltke (l. c. Bd. III, Berlin 1891, Seite 158) unterlag die Ernährung von ca. 200000 Mann und mehr als 33000 Pferden auf deutscher Seite auch grossen Schwierigkeiten. Dieselben wurden freilich — dank der guten Organisation der Verproviantierung — überwunden. Der Leser wird sich aber danach nicht wundern, dass bei der Napoleonischen Armee unter den noch weiter zu erörternden Verhältnissen die Ernährung des Heeres und der Pferde von vornherein sehr schwierig war und oft ganz versagte, und dass sehr bald schwere Notstände auch in dieser Beziehung eintraten.

Zeit, um das Korn zu mahlen. Ueberdies wurden die an den Strassen liegenden Mühlen, ebenso wie auch die am Wege liegenden Ortschaften, angezündet und zerstört. Es ist ferner zu bemerken, dass, je weiter das französische Heer in das Land hereinkam, um so weniger die Verpflegung wegen der Steigerung der erwähnten Schwierigkeiten dem thatsächlichen Bedürfnis entsprechen konnte. Es wurde bald unmöglich, sogar den Kranken in den zahlreichen, aber leider stets unzureichend und schlecht eingerichteten Hospitälern die unentbehrlichsten Lebensmittel zu reichen. Den Patienten die Pflege zukommen zu lassen, deren sie bedurft hätten, war schlechterdings unausführbar. Nach der Schlacht von Smolensk steigerte sich die Not noch mehr. Ein Teil der Gebäude, die der Brand verschont hatte, wurde zu Hospitälern bestimmt. Hier lagen die Verwundeten durch- und übereinander gehäuft, oft ohne Stroh, ohne Lebensmittel, vergeblich auf einen Verband harrend, und seufzten in qualvollen Schmerzen. Nach der Schlacht an der Moskwa wurden die Schicksale der Verwundeten noch grauenvoller. Es war dies die ganz natürliche Folge ihrer grossen Zahl und der Verheerung des Landes; denn Transport- und Lebensmittel, Leinen, Medikamente und Verbandsstücke, ja sogar Stroh — alles fehlte. Die Verwundeten starben als Opfer des Hungers eher noch, als an ihren Wunden. Die ihre Verletzungen Ueberlebenden beneideten das Geschick derer, welche mit einem Schlage hingerafft wurden. In welcher Weise lässt sich nun dieser grosse, gleich nach dem Einfalle in Feindesland bei dem französischen Heere sich bemerkbar machende Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln und an allen für eine kriegführende Armee sonst notwendigen Bedürfnissen erklären? Man hat gesagt, dass Napoleon selbst doch auch in dieser Weise reichlich vorgesehen und angeordnet habe. Jedenfalls ist dies — und dieser Vorwurf muss Napoleon gemacht werden — in einer keineswegs der Sachlage ent-

sprechenden Weise geschehen. Es kann nämlich kaum daran gezweifelt werden, dass die Gründe, warum bereits während des Marsches durch Russland, nicht lange Zeit nach dem Beginn der Invasion, so traurige und trostlose Verhältnisse betreffs der Verpflegung des Heeres herrschten, im wesentlichen wohl darin zu suchen sind, dass in den verschiedenen occupierten Provinzen Russlands völlig ungeeignete Persönlichkeiten an die Spitze der Verwaltung gestellt worden waren. Die meisten dieser sogen. „Ordonnateurs" waren junge Juristen u. s. w., welche kein Verständnis für die bei der Verpflegung der Truppen und bei ähnlichen Dienstzweigen zu berücksichtigenden Verhältnisse hatten. Diese „Ordonnateurs" bekleideten einen hohen militärischen Rang — sie waren einem Divisionär gleichgestellt — und waren so selbständig, dass ihnen nicht beizukommen war. Auch für den Rat Kriegskundiger waren sie wenig empfänglich. Sie verschanzten sich hinter ihre Instruktionen und hinter den unter ganz abweichenden Verhältnissen gegebenen Befehlen. Auf diese Weise ist es verständlich, dass die Soldaten an der Schwelle gefüllter Magazine darbten, ja verhungerten, und dass die Kranken, welche sich bis an die Pforten der Lazarette geschleppt hatten, vor denselben liegen bleiben mussten. Jeder war also genötigt, sich selbst zu helfen, so gut er konnte. Dies Schicksal traf noch Monate lang nach dem ersten Ueberschreiten der russischen Grenze alle, die nachkamen, obgleich die Magazine in Kowno, Wilna und weiterhin in Minsk, Orscha u. s. w. nicht nur gefüllt, sondern sogar überfüllt waren. Das Zusammenbringen so ungeheurer Mengen von Lebensmitteln in den Gouvernementsstädten war für die Gesunden und Kranken eine Kalamität, denn die Truppenführer fanden nun in dem Lande selbst nicht mehr die Hilfsmittel, welche sie brauchten. Die in den Magazinen aufgestapelten Lebensmittel kamen ihnen nicht zu gute.

Nur wenn die Truppenbefehlshaber oder die Etappen-

kommandanten dies energisch anregten, oder wenn diese Offiziere darauf ernstlich bedacht waren, folgten entweder wandelnde Magazine den Truppenkörpern oder es wurden bezw. an den Etappenorten durch Requisition kleinere Lebensmitteldepots geschaffen. Als ausreichend erwies sich dies aber in keiner Weise. Es bestand schon zu dieser Zeit ein Verpflegungskrieg unter den Truppen, in welchem nur das Recht des Stärkeren galt, und welcher später in einen Krieg um einen Bissen Brot ausartete. Allgemein wird der Grund für den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges für die grosse Armee in der Gewissenlosigkeit der Beamten in allen Zweigen der Heeresverpflegung, der Lazarettverwaltung und des Transportwesens angesehen. Uebrigens möge hier die Bemerkung — als Beweis dafür, dass das Verpflegungswesen für die grosse Armee von vornherein ein durchaus unzureichend organisiertes war, — eingeschaltet werden, dass, — wie von Ochs (l. c. S. 218) berichtet, — die westfälische Armee schon, während sie etwa gegen Mitte Mai 1812 an beiden Ufern der Weichsel und des Bug kantonierte, an einem fühlbaren Mangel an Lebensmitteln litt. Alles musste in dem ärmlichen Lande requiriert werden. So ging es bis nach Mozaisk, von welchem Standquartier aus die westfälische Armee, ohne in Moskau eingerückt zu sein, ihren Rückzug antrat. Von den diesem Corps — einem der schönsten der damaligen Zeit —, welches die Elite des westfälischen Adels unter den Fahnen hatte, angehörigen 24000 Mann existierten damals nur noch 5—6000 Mann, und — um dies gleich hier zu bemerken — verlor das westphälische Corps auf dem weiteren Rückzuge von Wjäsma bis Smolensk täglich allein wegen des Nahrungsmangels mehrere 100 Mann (cf. Litt.-Verzeichnis Nr. 12 in v. Ochs Biographie S. 263, 264 und 265).

Die Greuel in Moskau während der französischen Invasion, welche in peinlichster Ausführlichkeit so oft beschrieben worden sind, hier zu schildern, ist nicht nötig. Trotz des

in Moskau herrschenden unsäglichen Elends wurde nichtsdestoweniger von einer französischen Schauspielertruppe allabendlich Komödie gespielt (cf. Bourgeois l. c. pg. 71). Dass indes ein den niedrigsten Leidenschaften und Lüsten fröhnendes Leben die sanitären Zustände nicht besserte, liegt auf der Hand. Noch mehr mögen die mit Leichnamen vollgefüllten Brunnen, welche ebenso wie die auf den Strassen verwesenden Leichen ihre die Luft verpestenden Dünste aushauchten, die Gesundheit geschädigt haben. Die Witterung wurde um diese Zeit nach einem 10—12 Tage anhaltenden Regen und starker Kälte wieder milde und blieb länger schön, als man es in diesem Himmelsstrich je erlebt hatte. Auch war unter den französischen Soldaten in Moskau selbst keine Not an Lebensmitteln vorhanden. Man fand deren genug in den verlassenen Häusern, besonders in deren Kellerräumen angehäuft. Auch Pelze, sowie Geld und Geldeswert fiel den Soldaten reichlich in die Hände, während die unglücklichen Bewohner der eingeäscherten Stadt an Hunger, Elend und Entbehrungen massenhaft zu Grunde gingen, wenn sie nicht der Mordsucht der Franzosen zum Opfer fielen. In der Umgebung von Moskau aber hatte das französische Heer unter den grössten Entbehrungen zu leiden, und alles Schreckliche spielte sich hier in noch gesteigertem Masse ab, im Vergleiche mit dem, was die bejammernswerte grosse Armee seither gelitten hatte. An den sogenannten Etappenorten sah man weite Totenhäuser, welchen man den Namen von Lazaretten gegeben hatte. Qualm und Modergeruch verkündete sie von weitem, und in ihrem Innern lagen Haufen von Leichen, von Kot und Unrat bedeckt. Nachdem aber die Armee Moskau verlassen hatte, gestalteten sich die Ernährungsverhältnisse bei derselben in unsagbar trauriger Weise.

Die fast ohne Rast marschierenden französischen Truppen waren nach dem Verlassen Moskaus sehr bald von Nahrungsmitteln entblösst. Nur wenige Regimenter hatten sich einige

Zeit noch dadurch im Besitz von Vieh erhalten, dass sie es grasen liessen. Die vorgerückte Jahreszeit machte dies bald unmöglich. Bereits im November 1812 war die Armee, die mit Ausnahme der Garde, welche damals noch Mehl in verschiedenen Ortschaften von der Heeresverwaltung geliefert erhielt, auf Pferdefleisch, nicht nur von geschlachteten, sondern oft genug von gefallenen Tieren angewiesen. Die Vorräte an Mehl und Branntwein waren schon in Smolensk für die Truppen erschöpft, und nur die Generale und andere Personen, welche Wagen besassen, führten in denselben noch Proviant mit sich. Zu dem Nahrungsmangel kam der Einfluss der Kälte, des Schnees und der Schneestürme, wie sie bereits Anfang des Monats November sich einstellten. Darauf werde ich noch später zurückkommen. Was speciell die Kälte betrifft, so hebt freilich Herzog Eugen von Württemberg[1]), der bekannte russische General, entgegen den Behauptungen vieler französischer Berichterstatter, welche die bereits im Beginn des Rückzuges des Napoleonischen Heeres aus Russland eingetretene Unordnung und beginnende Auflösung in dem schon nach den ersten Märschen sich bemerkbar machenden Schnee und Eis suchten, hervor, dass zu dieser Zeit eine im allgemeinen sehr gelinde Witterung herrschte. Indessen giebt auch der Herzog Eugen zu, dass schon um diese Zeit einzelne Nachtfröste aufgetreten sind. Er machte aber doch im wesentlichen für die schon damals vorhandenen Notstände den Mangel verantwortlich. An Fourage fehlte es beinahe ganz. Alle Zugpferde fielen also, und mit ihnen schwanden die Transportmittel für Munition und Proviant. Man wird bei der Beurteilung des Einflusses der Kälte freilich nicht wohl übersehen dürfen, dass bei derartig durch Hunger und Strapazen aller Art ausgemergelten Menschen auch schon geringere Kältegrade ausserordentlich nachteilig zu wirken

[1]) Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg. Teil 2. Frankfurt a. O. 1862. S. 198.

vermochten. Am 27. Oktober, an welchem Tage Napoleon nach Wereia ging, war das Thermometer in der Nacht bis 4 Grad unter den Gefrierpunkt gesunken. „Da das Wetter sehr schön und die Kälte nicht strenge war, die Sonne auch noch Kraft hatte," sagt der Marquis de Chambray, ein auch von den russischen Schriftstellern durchaus anerkannter französischer Autor, sehr richtig, „so war man, so lange man in Bewegung blieb, um so besser daran. Aber die Nächte waren äusserst peinlich zu ertragen[1])." Hierzu gesellte sich die gemütliche Depression, die sich einstellen musste, wenn der Soldat in seiner eigenen traurigen Verfassung über Schlachtfelder marschierte, deren Anblick sich, — obgleich seit der Schlacht nahezu zwei Monate vergangen waren, — noch gar nicht verändert hatte, indem sie dicht mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt waren, deren Verwesung die Kälte aufgehalten hatte. Dazu kam, dass die von Napoleon mitgeschleppten Verwundeten in ihrer Hilflosigkeit den Mut der Truppen unmöglich erhöhen konnten.

Nicht minder verhängnisvoll wie die trockene Kälte war für die auf dem Rückzuge aus Russland begriffenen Krieger der Schnee und die Schneestürme. Ségur (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 24, S. 425) hat davon ein ergreifendes Bild entworfen[2]). Am

---

[1]) Marquis de Chambray, Histoire de l'expédition de Russie. 2. édition. Paris 1825. T. II. pag. 354.

[2]) Bogdanowitsch (l. c., 3. Band, S. 406) giebt an, ohne die oben im Text erwähnten Schneestürme zu erwähnen, dass nach dem Aufbruche des Feindes aus Wjäsma der erste Schnee fiel, und dass in der Nacht vom 6. zum 7. November (n. St.) eine Kälte eintrat, welche 18 und mehr Grad erreichte und die sechs Tage lang anhielt. „Obgleich nach dem Aufbruche von dort," fährt Bogdanowitsch fort, „die Kälte wieder erträglicher wurde, so war dennoch das nasskalte Wetter für die der schützenden Kleidungsstücke beraubten und verhungerten Franzosen nicht minder verderblich. Der vereinte Einfluss der Kälte, des Hungers und der Ermattung, in Verbindung mit der hartnäckigen Verfolgung der Kosaken Platofs und seiner Parteigänger, vernichtete die „grosse Armee" immer mehr und mehr. Die Hoffnung, in Smolensk Ruhe und Proviant zu finden, erfüllte sich nicht."

6. November wurde das tags vorher begonnene Schneegestöber dichter und dichter. Bald liess sich ein unermessliches Gewölk auf die in kalten Dunst gehüllten Soldaten in grossen Schneeflocken hernieder. Alles ward unkenntlich und, ohne ein Ziel zu entdecken, zog man weiter. Der Schnee häufte sich in allen Vertiefungen und verdeckte sogar tiefe Abgründe. Ein Teil der Soldaten, die ohnedies nur mit der Aufwendung aller Kraft weiter kommen konnten, versank in den letzteren. Die Schwächeren waren dann unrettbar verloren. Der von dem Sturm aufgejagte Schnee geisselte die Marschierenden nicht nur im Gesicht, sondern er drang durch ihre leichten Kleider und durch die zerrissene Fussbekleidung. Die nassen Kleider froren den Soldaten auf dem Leibe an; ausserdem bildeten sich Eiszapfen im Bart, welche um den Mund hingen. Ein schneidender Wind hemmte den Atem der Unglücklichen, die, wenn sie strauchelten und hinfielen, fast unrettbar verloren waren. Alsbald überdeckte sie der Schnee und begrub sie. Kleine Hügel bezeichneten die Stellen, an denen sich ein solches Grab befand. Der Weg war mit solchen Hügeln übersät. Nur wenige vermochten sich wieder aufzuraffen. Die Waffen aber, welche im Niederstürzen ihren erstarrten Händen entfallen waren, liessen sie liegen. Vielen waren an den kalten Gewehren die Finger erfroren. Die Waffen zu tragen, war ihnen unmöglich geworden.

Die Not des Rückzuges der grossen Armee wurde — wie Theodor v. Bernhardi (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 2, Bd. II, S. 289) gewiss sehr richtig hervorhebt — ohne Zweifel dadurch sehr gesteigert, dass man die Armee bei dem Rückzuge nicht wie auf dem Hinwege in drei Kolonnen marschieren liess, sondern wahrscheinlich durch das Gefühl der Schwäche dazu veranlasst, in einer einzigen, und zwar auf der Heerstrasse, welche durch die Mitte des verwüsteten Landstriches führte, so dass zu beiden Seiten die Ortschaften, in denen etwa noch Lebensmittel aufzutreiben sein mochten, ganz

unerreichbar blieben. v. Bernhardi hebt sodann die Habgier und die rohe, verwöhnte Selbstsucht so mancher Führer hervor, welche den verderblichsten Einfluss ausübte; er exemplifiziert dies in treffender Weise an den Westfalen, deren Notlage ich, gestützt auf die Angaben des Generals v. Ochs, bereits oben hervorgehoben habe. Von Bernhardi sagt, dass es den Westfalen, welche selbst bei Dorogobusch noch Lebensmittel erhielten, nicht so schlecht erging, wie z. B. den Truppen unter Davoust und Ney. Die Westfalen gingen aber, wie v. Bernhardi erzählt, dennoch schnell zu Grunde, und um so schneller, weil der französische General Junot, Herzog von Abrantes, sie rücksichtslos grimme Winternächte hindurch als Wache bei den Wagen aufstellte, welche mit seinem Raube, d. h. seinem Anteil an den Reichtümern der geplünderten Kirchen und Paläste bepackt waren [1]).

Es liesse sich noch sehr viel über das Elend melden, welches den Zug des Napoleonischen Heeres von Anfang an auf dem Wege nach Moskau, sowie auf dem Rückmarsch bis zu seiner völligen Vernichtung begleitete; indes dürfte das hier Mitgeteilte für unseren Zweck genügen. Th. von Bernhardi sagt wohl ganz richtig, dass alles, was darüber schriftlich oder mündlich berichtet worden ist, immer nur einen schwachen Wiederschein der gewaltigen Wirklichkeit geben kann.

---

[1]) Junot — vergl. auch v. Lossberg (l. c. S. 238) — hat überhaupt ein grosses Sündenregister, indem er sich so manche andere Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu schulden kommen liess. v. Lossberg will „zu Junots Ehre" annehmen, dass er diese Uebelthaten verübte, weil er dabei nur aus Indolenz gegen seinen Kaiser und gegen seine Stellung fehlte und weil er gänzlich von Hass gegen den König von Westfalen beherrscht wurde. Indes möchte ich die Sünden Junots gegen Recht und Pflicht nicht dadurch entschuldigen. Viel eher dürfte der Umstand zu seiner Entschuldigung dienen, dass er sehr wahrscheinlich — Junot starb schon am 29. Juli 1813 an einer Geisteskrankheit — schon damals geistig nicht mehr gesund war. Dies erklärt wohl auch seine Unfähigkeit, seinen Aufgaben gerecht zu werden.

Auch diejenigen Teile der Napoleonischen Armee, welche zum Krieg gegen Russland mit ausgezogen waren, aber gar nicht die eigentliche russische Grenze überschritten, hatten, abgesehen von den Unbilden des Wetters u. s. w., insbesondere auch unter der mangelhaften Ernährung von Mensch und Vieh zu leiden. Ich führe statt längerer Ausführungen einige Stellen aus dem oben (S. 11) erwähnten Tagebuche Harniers an.

Am 3. Juni 1812 schreibt Harnier in sein Tagebuch:

„Am 1. Juni kamen wir von da — Preussisch Mark, wo Harnier ein miserables Quartier gehabt hatte, weil die Bewohner der Elbingschen Höhe schon überaus verarmt sind — seitwärts nach dem frischen Haff hin. Wir marschierten etwa 6 – 7 Stunden“ — Harnier klagt über sein sehr „modiques“ Quartier in Rickenau, doch sei es noch gülden gegen die Aussichten, die sie weiter vor sich haben. „Namentlich,“ sagt er, „steht es zu erwarten, dass uns unsere Pferde krepieren werden.“ — „Da die in mehreren Orten etablierten Magazine durchaus nicht zureichen, so wird in den Dörfern Vieh geschlachtet und zur Streu für Menschen und Pferde das Stroh von den Dächern genommen.“

Am 21. Juni 1812 schreibt sodann Harnier in Resigall (unweit des Niemen- [Memel-] Flusses) in sein Tagebuch, nachdem er die strapaziösen Märsche geschildert:

„Es war so heiss in diesen Tagen, der Weg sandig und die Kost so schlecht, dass unsere Leute im höchsten Grade fatiguirt waren und so nachblieben, dass wir kaum mit zwei Dritteln des Regiments einzogen und die anderen erst spät in der Nacht nachkamen, und besonders fehlte uns Brantwein und Brod“ — — — „an jenem fatalen 17./6. erwischte uns abends noch ein ungeheures Gewitter, das uns sämtlich bis auf das Hemd durchnässte, und uns ganz den Rest gab.“ Die andauernd sehr anstrengenden Märsche, sowie die grosse, anscheinend durch Gewitter häufig vergesellschaftete Hitze waren für das Regiment eine grosse Qual“; ferner schreibt Harnier

am 14./7. 1812 in Poniewicz in sein Tagebuch: — „am 10./7. weiter nach Grünkcsky, 8stündiger beschwerlicher Marsch in grässlicher Gewitterhitze, so dass die Leute vor Mattigkeit nicht fortkonnten. Ein paar andere Regimenter verloren dadurch unterwegs Tote.“

Betreffs der Wohnungsverhältnisse berichtet Harnier in seinem Tagebuche vom 10. August in einer im Lager von Kalkunen geschriebenen Notiz unter Bezugnahme auf die Quartiere in Illuxt, „es sei ein niedliches Städtchen, aber seine Häuser seien, wie überall in den russischen Orten, nur aus übereinandergelegten und mit Moos schlecht verkitteten Balken gebaut“. Indes hätte sich Harnier mit solchen, den gegebenen Verhältnissen wohl entsprechenden Quartieren völlig zufrieden geben dürfen. Dem Regiment Harniers wurde nämlich meist keineswegs eine solche Unterkunft. Am 3. August wurde nämlich bei Kalkunen ein Lager unweit Ollnaburi bezogen, wo man zwei Monate blieb, und im Oktober war das Regiment im Lager bei Stallgen. Hier stellte sich der gefürchtete Winter ein. Das im übrigen zur Thatenlosigkeit verurteilte Regiment musste unter einem unfähigen Chef anstrengende, aber völlig ziellose Märsche machen. Durch diese und durch die Bivouaks im Schnee wurden die Kräfte der Soldaten erschöpft, und die Erkrankungen nahmen mehr und mehr zu. Am 19. Dezember begann der Rückmarsch des verlassenen linken Flügels der grossen Armee. Es wurden bei grimmiger Kälte grosse Tagesmärsche gemacht. Vielfach erfroren die Mannschaften dabei die Zehen, die Finger und die Nase. Erst der erste Weihnachtsfeiertag brachte milderes Wetter, aber der tiefe Schnee machte das Marschieren sehr beschwerlich. Am 28. Dezember überführte Harnier seine 140 Kranke nach Tilsit, wo sie die ganze furchtbare Wahrheit über das Schicksal der „grossen Armee“ erfuhren. (Hier beginnt eine bis zum 14. Oktober 1813 reichende Lücke in dem Harnierschen Tagebuche.

Wir bleiben also auch über den übrigen Teil des Rückmarsches von seinem Regiment ununterrichtet.)

Was bei der Aufzählung der die Gesundheit der Napoleonischen Armee im Kriege gegen Russland schädigenden Momente schliesslich nicht übersehen werden darf, ist die frühzeitige Demoralisation, welche sich in der Armee von vornherein in unverkennbarer Weise in der stetig zunehmenden Fahnenflucht, Insubordination und in Plünderungs- und Verwüstungssucht äusserte. Der General Sir Robert Wilson, der britische Kommissar im Hauptquartier der russischen Armee, sagt in dieser Beziehung: „The confederate army, indeed, (and it cannot be too often repeated for due impression of its consequences,) from the moment of its entrance into the Russian territory, notwithstanding order on order and some exemplary punishments, had been incorrigibly guilty of every excess. It had not only seized with violence all that its wants demanded, but destroyed in mere wantonness what did not tempt its cupidity. No Vandal ferocity was ever more destructive." Im Anschluss an diese drastische Schilderung der mannigfachen Schandthaten der grossen Armee schildert Wilson die daraus sich ergebenden unheilvollen Folgen, indem er sagt: „Those crimes, however, were not committed with impunity. Want, sickness, and an enraged peasantry inflicted terrible reprisals, and caused a daily fearful reduction of numbers, which succesive reinforcements could not adequately meet and replace." (cf. Wilson, Litteraturverzeichnis Nr. 29, S. 57.)

Dass das Urteil Wilsons kein ungerechtes war, erhellt wohl aus dem, was Harnier, ein Napoleon und seiner Sache übrigens sehr ergebener Mann, in dessen Aufzeichnungen deutsches Selbstgefühl und Nationalbewusstsein absolut nicht ersichtlich sind, über die Mannszucht in seinem eigenen Regiment sagt: Bereits im Juni 1817, als Napoleon verfügt hatte, dass das 1. westfälische Linienregiment, zu dessen

Chirurgien major Harnier ernannt wurde, nicht dem direkt nach Russland einrückenden Gros der Armee angeschlossen werden solle, äusserte sich nach Harniers Mitteilungen die darob entstehende grosse Missstimmung dadurch, dass bereits Ende Juni sich eine bedenkliche Lockerung der Disziplin bemerkbar machte, welche zu Exzessen und Plünderungen Veranlassung gab. Harnier schreibt am 1. Juli in Kichnoye in Russisch Litauen in sein Tagebuch: „Uebrigens fielen so viele Exzesse und Plündereien von seiten unserer Leute vor, dass sie eher einer undisziplinierten Horde als einem regulären Regiment glichen. Böses Beispiel von oben und unzeitige Nachsicht waren die Ursache. Der Oberst und die Offiziere standen auch mit einander gespannt.“ Dass derartige Zustände nicht geeignet sein konnten, die bereits erwähnten gesundheitsschädlichen Missstände in dem Regiment zu bessern, liegt auf der Hand. Sie mussten die bestehende Notlage lediglich verschärfen.

IV. Krankheiten und Seuchen in der französischen Armee.

Damit wären wohl die wesentlichen Punkte erörtert, denen sowohl die Aerzte selbst, wie wir bald sehen werden, als auch die Kombattanten, welche an dem Kriege teilgenommen haben, sowie auch die meisten Schriftsteller, welche später über diesen Gegenstand geschrieben haben, den schmählichen Untergang der grossen Armee zur Last gelegt und als Ursache der vielen Erkrankungen angesehen haben, welche damals in dem Napoleonischen Heere auftraten. Entbehrung und Anstrengungen werden also allgemein als „die grande armée“ in erster Reihe ruinierenden Ursachen angesehen. So urteilt u. a. auch Roth von Schreckenstein (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 20), um die traurige

Thatsache zu erklären, dass die französische Armee auf dem Hinmarsch bei Borodino sich um 115000 Mann verringert hatte. Von Lossberg (l. c. S. 337) bemerkt in ähnlicher Weise betreffs des Rückzugs folgendes: „Hunger, Kälte, und dass wir in zu später Jahreszeit einen wenig vorbereiteten Rückzug . . . antraten, hat eine Armee vernichtet, die durch bewiesenen Mut und Ausdauer eines besseren Schicksals würdig war.“

Bevor wir aber den Einfluss der einzelnen gesundheitsschädigenden Momente auf die Armee Napoleons hier genauer ins Auge fassen, erscheint es angezeigt, die mannigfachen Krankheiten, welche in diesem Kriege vorzugsweise geherrscht haben, kurz zu erörtern. Es soll dabei von allen denjenigen chirurgischen Erkrankungen, welche durch Verwundungen entstanden sind, Abstand genommen werden. Den ärztlichen Mitteilungen wird bei der Würdigung der in Betracht kommenden Krankheiten der Vorrang eingeräumt werden müssen.

Die Quellen, welche mir in dieser Beziehung zur Verfügung standen, sind besonders die Arbeiten von Louis Kerckhoffs, Réné Bourgeois, J. Lemazurier und Julius von Scherer (vergl. das Litteraturverzeichnis Nr. 13, 6, 16, 22), sowie die handschriftlichen Notizen in dem Tagebuch von Harnier (s. ob. S. 11). Die ersterwähnte Arbeit bezeichnet Haeser[1]) (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 9 S. 602) sowie Wilh. Stricker[2]) (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 27 S. 386) als die Hauptquelle, und der letztere hat einen Auszug aus dieser Arbeit Kerckhoffs' geliefert. Er war im Kriege gegen Russland Arzt im 3. französischen Corps, unter dem Oberbefehl des Marschall Ney, und hat die Armee bis nach Moskau begleitet, von wo sie — am 15. September 1812 dort

---

[1]) Haeser schreibt: „de Kerckhove“.
[2]) Stricker schreibt: „de Kerckhove dit de Kirckhoff“.

angekommen — am 19. Oktober abmarschierten. Er teilt die von ihm beobachteten Krankheiten in drei Gruppen, nämlich erstens Unterleibsaffektionen. Er unterscheidet dabei folgende verschiedene Störungen: Leberentzündung, biliöse Darmentzündung (Entérite bilieuse), ferner gastrische und zugleich die Leber betreffende Störungen (Embarras hépatico-gastrique), Diarrhöe und Dysenterie. Als zweite Gruppe unterscheidet Kerckhoffs: die Lungenaffektionen, unter denen er den Lungenkatarrh und die Lungenentzündung (Péripneumonie) erwähnt. Als dritte Gruppe stellt Kerckhoffs die Fieber auf. Kerckhoffs hat dabei folgende Arten unterschieden: das remittierende gastrische Fieber, das intermittierende gastrische Fieber, das schleichende nervöse Fieber, den Typhus und den Synochus. Diese Einteilung lässt nach unseren heutigen Anschauungen, mit denen sie sich nicht in Einklang bringen lässt, recht viel zu wünschen übrig, und wir wollen uns damit begnügen, wenn wir zu ermitteln im stande sind, was Kerckhoffs mit seinen Bezeichnungen eigentlich gemeint hat. Was Kerckhoffs mit dem Namen „Hépatite" bezeichnen will, vermag ich nicht recht zu verstehen. In einzelnen Fällen scheint es sich um infektiösen Ikterus gehandelt zu haben. Im allgemeinen aber scheinen diese typischen Symptome lediglich in einer mit Fieber verbundenen Spannung und in einem stechenden Schmerz in dem rechten Hypochondrium bestanden zu haben. Nicht viel besser steht es mit der als biliöse Enteritis von Kerckhoffs geschilderten Affektion. Er bezeichnet sie als „biliös", weil er ihre Entstehung auf die Reizung der Därme durch überreichliche Galle oder durch unverdaute Speisen zurückführen zu dürfen meint. Bei dem Embarras gastrique würde man versucht sein, an unseren Gastrocatarrhus acutus zu denken, an einen Gastrizismus oder an einen Status gastricus. Dies mag auch thatsächlich das richtige sein, obgleich sich auch hier Kerck-

hoffs hinter hypothetischen Erklärungen verklausuliert, wie er es im allgemeinen mit besonderer Vorliebe thut. Das bei dem „Embarras hepatico-gastrique“ gelegentlich auftretende Erbrechen von galligen Massen bildet auch gewiss keinen genügenden Grund, um daraufhin eine besondere Krankheitsspecies aufzustellen. Noch viel weniger ist dies bei der Diarrhöe gerechtfertigt, wenngleich es immerhin instruktiver ist, zu wissen, dass häufig Durchfälle vorgekommen sind, als wenn dafür ungenügend präzisierte Krankheitsbegriffe eingeführt worden wären. Dass die Dysenterie, welche Kerckhoffs beschreibt, immer der Krankheit entsprochen hat, welche wir heut als Ruhr bezeichnen, geht aus seiner Darstellung in unwiderleglicher Weise auch nicht hervor; der Tenesmus und die schleimig blutigen Ausleerungen in geringer Menge können ebenso bei einer intensiven Proctitis vorkommen.

Was die von Kerckoffs beobachteten Erkrankungen der Atmungsorgane anlangt, so versteht er unter seinem „Catarrhe pulmonaire“ einen Katarrh der Schleimhaut der gesamten Atmungsorgane, mit Einschluss der Nasenschleimhaut. Inwieweit die von Kerckhoffs geschilderte Lungenentzündung (Péripneumonie) unserer fibrinösen oder der katarrhalischen Lungenentzündung entsprochen hat, möchte ich auf Grund der von dem Verfasser gegebenen Schilderung auch nicht entscheiden. Bemerkenswert ist jedenfalls seine Aeusserung, dass diese „Péripneumonie“, sei es durch Induration oder Brand oder Höhlenbildung, nie unglücklich geendet habe, wenn er selbst seine von ihm gerühmte Behandlung in Anwendung ziehen konnte. Kerckhoffs ist in dieser Beziehung von einer, man darf wohl sagen, kindischen Eitelkeit erfüllt. Sein Buch ist mit Rezepten und anderen Vorschriften gespickt, welche nicht selten dem nüchternen Beobachter ein Lächeln abnötigen müssen.

Betreffs der dritten von Kerckhoffs angeführten Krankheitsgruppe, des Fiebers, steht er natürlich noch auf der damals gäng und gäben Anschauung, dass das Fieber eine eigenartige und selbständige Krankheit sei. Was in den von Kerckhoffs geschilderten verschiedenen Fieberarten steckt, ist schwer, oder besser gesagt, wohl gar nicht bestimmt zu entscheiden. Sollten hinter seinen remittierenden und intermittierenden gastrischen Fiebern nicht auch vielfach Typhusformen stecken? Kerckhoffs steht völlig auf dem Standpunkt von Cullen (geb. 1712, gest. 1790). Wo die Reaktion vorherrscht, nennt er das Fieber eine Synocha, wo die Schwäche, einen Typhus; ausserdem nimmt er noch eine dritte Klasse an, den Synochus, der aus Synocha und Typhus zusammengesetzt sei, anfangs inflammatorisch verlaufe, später typhös werde, aber unmöglich genau vom Typhus unterschieden werden könne. Aus der Schilderung der „Fieber“ von Kerckhoffs geht nur so viel unwiderleglich hervor, dass bei sehr vielen seiner mit Fieber behafteten Patienten dieses mit einem Status typhosus vergesellschaftet war. Es darf ferner, insbesondere auf Grund der anderweitig darüber vorliegenden Mitteilungen, als wahrscheinlich erachtet werden, dass es sich dabei in vielen Fällen um den exanthematischen Typhus gehandelt hat, obwohl ich eine genauere Schilderung der Hautbeschaffenheit vermisse. Es wird nur die Trockenheit derselben beim Synochus und die während des Paroxysmus des Synochus sich einstellende Empfindlichkeit derselben hervorgehoben. Ich bin weit entfernt, Kerckhoffs aus diesen Mängeln einen Vorwurf zu machen. Er war ein Kind seiner Zeit, befangen in ihren Vorurteilen, unfähig sich auf einen freieren Standpunkt zu erheben und die Krankheiten objektiv, nicht einem Dogma folgend, zu schildern. Es liesse sich die Kritik der Kerckhoffsschen Arbeit noch weiter ausspinnen, indes wäre dies an dieser Stelle völlig zwecklos. Wenn es überhaupt in der eben stattgehabten Weise geschah, so lässt sich dies dadurch

rechtfertigen, um vor allem die Warnung zu begründen, dass man sich hüten soll, wie es vielfach geschehen ist, die von Kerckhoffs gebrauchten medizinisch-technischen Ausdrücke und seine Krankheitsnamen, wie dies z. B. Wilh. Stricker (l. c.) gethan hat, zu übernehmen und in der heutigen Bedeutung zu gebrauchen. Die Leuchte der pathologischen Anatomie hat Kerckhoffs bei seinen Schilderungen, welche sich übrigens gleichzeitig auch auf die im Jahre 1813 geführten Kriege beziehen, nicht den rechten Weg gewiesen. Ich habe wenigstens in dem Büchlein von Kerckhoffs nichts von einer anatomischen Begründung seiner oft so kühnen und unbewiesenen Behauptungen finden können. Bemerkenswert ist das Urteil Kerckhoffs' über Napoleon, den er den „Blutdürstigen" nennt, den er als tausendmal barbarischer denn den Tiger bezeichnet, und welchem er alles Mitleid abspricht.

Weit mehr als die Arbeit Kerckhoffs' hat mich das gleichfalls im Jahre 1814 erschienene Büchlein von Réné Bourgeois (Litteraturverzeichnis Nr. 6) befriedigt. Er war als „Chirurgien major du régiment du Dauphin-Cuirassiers" gleichfalls Augenzeuge des Feldzuges gegen Russland. Wohl erscheint Bourgeois vielleicht weniger gelehrt und insbesondere weniger doktrinär als Kerckhoffs, aber auch nicht schematisch und schablonisierend. Jedenfalls war er ein Mensch, der mit offenem Sinne sah und beobachtete, und welcher das, was er gesehen, in so sachlicher Weise wiedergab, dass wir uns von den damaligen Geschehnissen eine klare Vorstellung machen können. Larrey bezeichnet ihn als einen seiner schätzbarsten Mitarbeiter. Wenn sich auch betreffs der Krankheitsursachen, wie es bei dem Stande des damaligen Wissens natürlich war, in der Darstellung von Bourgeois mancherlei Lücken und eine Reihe unzutreffender Behauptungen finden, so hat er entschieden den Einfluss mancher krankmachender Momente in diesem Kriege richtig gewürdigt, welche sonst teils gar nicht teils unzureichend beachtet worden sind.

Dabei dürfen und wollen wir es uns durchaus nicht verhehlen, dass wir in der Darstellung von Bourgeois keineswegs viele spezielle Krankheitsnamen finden. Er spricht meist schlechtweg von „Kranken“ und von „Krankheiten“. So z. B. l. c. pg. 9 giebt Bourgeois an, dass auf dem Hinmarsch nach Russland, hinter Wilna die herrschende feuchte warme Temperatur fast sofortige Fäulnis der vielen Pferdekadaver bewirkte, und dass die auf diese Weise entstehenden putriden Miasmen die Fermente einer grossen Anzahl von Krankheiten wurden. Gelegentlich der Schilderung des Rückzuges, und zwar, als man von Orscha abmarschierte, berichtet Bourgeois, dass die Armee alle Tage teils durch die Ereignisse des Krieges teils infolge von Entbehrungen teils infolge von Krankheiten einschmelze (l. c. pg. 138). Bourgeois hat es indes auch bei dieser Gelegenheit vermieden, die dabei in Betracht kommenden Krankheiten aufzuzählen. Dagegen bemerkt er in den seinem Büchlein angehängten Noten (cf. l. c. Seite 190, Anm. 17), dass die häufigste der damals wütenden Krankheiten, welche überhaupt im Napoleonischen Kriege gegen Russland die meisten Opfer forderte, das Nervenfieber (fiévre nerveuse) oder der Typhus war, welcher überall da, wo das französiche Heer noch durchmarschierte, grassierte, und welcher auch weiterhin so viele Verheerungen in Frankreich und in Deutschland angerichtet hat. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, dass damit der Fleck- oder exanthematische Typhus, das sogenannte Petechialfieber gemeint ist. Bekanntlich begann die vierte und zugleich bei weitem schwerste Typhusperiode des 18. Jahrhunderts mit den Revolutionskämpfen auf französischem Boden. Dieselbe endete erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, nachdem in Deutschland nach dem Sturze des Napoleonischen Kaisertums friedliche Verhältnisse wiedergekehrt waren. (cf. Haeser, l. c. S. 533 und Aug. Hirsch, l. c. S. 390.) Die damaligen Verhältnisse in Russland waren

der Verbreitung der Seuche, wie dies auch durchaus verständlich ist, überaus günstig. Ein Beispiel möge dies erläutern. In dem von Bourgeois erwähnten Orscha (Orsza) fand General v. Ochs [1]) seinen eigenen Sohn, welcher in der Schlacht von Borodino (a. d. Moskwa) zwei schwere Wunden erhalten hatte und deshalb zurückgebracht worden war. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn unterwegs ergriffen, so dass er nicht weiter als bis Orscha reisen konnte. General von Ochs nahm seinen anscheinend hoffnungslosen Sohn mit sich und hatte die Freude, ihn trotz des beschwerlichen Transportes genesen zu sehen; derselbe war, als ihn sein Vater am 19. November zuerst sah, beinahe besinnungslos. Der General v. Ochs erkrankte dann selbst im Januar 1813 auf dem Rückmarsche in Thorn an einem heftigen epidemischen Nervenfieber [2]), von welchem er glücklich genesen ist. General v. Ochs sagt, dass diese Krankheit die nächste Folge seiner vielen Anstrengungen und Entbehrungen im Laufe dieses unglücklichen Feldzuges war, und fügt hinzu, dass von ihr mehr als zwei Dritteile der in die Heimat zurückkehrenden Krieger heimgesucht wurden. Die Krankheit war also sehr verheerend und raffte viele dahin. General v. Ochs selbst war überaus schwer krank und wurde von seinem Sohne am 18. Januar ganz bewusstlos von Thorn nach Posen gebracht. Dieser Transport ist dem General indes sehr gut bekommen. Interessant sind die Beobachtungen, die betreffs des Einflusses, welchen dieser furchtbare Krieg auf den geistigen Zustand vieler Beteiligter hatte, von Bourgeois mitgeteilt werden. (cf. l. c. pg. 165 und pg. 195 Anm. 26). Bourgeois betont, dass es durchaus nicht wunderbar sei, wenn angesichts der

---

[1]) v. Hohenhausen l. c. Seite 271 und die Notiz bei v. Lossberg, l. c. Seite 335, sowie bei J. v. Borcke l. c. Seite 239.

[2]) Cf. v. Hohenhausen Seite 296 und v. Borcke l. c. Seite 239. Bei v. Lossberg wird von dem Auftreten des Typhus in Thorn nichts gesagt.

unerhörten Leiden, welche die aus Russland heimkehrenden Reste der gänzlich desorganisierten und demoralisierten französischen Armee zu erdulden hatten, — die statt der ihr prahlerisch zugesagten grossartigsten Triumphe täglich neuem und immer mehr sich verschärfendem Elend verfiel, — auch die geistige Thätigkeit Vieler geschädigt werden musste. In sehr treffender Weise schildert Bourgeois diesen Zustand folgendermassen: „Eine sehr grosse Zahl von uns war in einem wirklichen Zustande von Demenz. In Stumpfsinn versunken, verstörten Auges, mit starrem und blödsinnigem Gesichtsausdruck erkannte man die betreffenden Individuen leicht aus der Menge heraus, in deren Mitte sie wie Automaten vollkommen stumm und still marschierten. Fragte man diese Menschen, so konnte man von ihnen nur zusammenhangslose und keineswegs entsprechende Antworten erhalten. Sie hatten völlig den Gebrauch ihrer Sinne verloren und waren gegen alle Eindrücke unempfindlich: Schmähungen, selbst Schläge, mit denen sie oft bedacht wurden, konnten sie nicht aufrütteln und aus diesem Zustande von Idiotismus herausbringen. Bei vielen dauerte dieser Zustand lange an. Bourgeois hebt hervor, dass er noch in Frankreich sehr viele derartige Individuen mit ihren stieren und scheuen Augen gesehen habe und mit dem starren Gesichtsausdruck, welchen man als „moskowitisch“ bezeichnete. — Viele solcher Unglücklicher endeten in ihrem hilflosen Zustande oft durch Hunger, Frost, ja sie verbrannten sogar mitunter (cf. von Suckow Litt.-Verz. Nr. 28 S. 295). Von Suckow sagt: „Einzelne dieser trostlosen Wanderer sah man häufig im Zustande des Blödsinns dahinstolpern, und oft hörte man über sie das Urteil: „Er hat das Gehirn erfroren.“ Von anderer fachmännischer Seite wird der Zustand folgendermassen beschrieben: Dem Tode dieser Unglücklichen ging Blässe des Gesichts, eine Art von Idiotismus voraus, die Sprache wurde schwer, das Sehvermögen wurde

schwach und erlosch bisweilen ganz; einige marschierten, von ihren Kameraden geführt, nichtsdestoweniger weiter. Die Muskelkraft schwächte sich merklich ab, diese Individuen gingen wie Betrunkene; die Schwäche steigerte sich, bis dieselben unfielen, ein sicheres Symptom, dass das Leben gänzlich erloschen war (cf. Larrey Litterat.-Verz. Nr. 14. T. 3. pg. 527).

Einen akut lähmenden Einfluss auf das Centralnervensystem scheinen auch die hohen Kältegrade, welche gelegentlich auftraten, neben den übrigen erwähnten Schädlichkeiten ausgeübt zu haben. An solchen excessiven Frösten fehlte es im Winter des Jahres 1812 nicht.

Als die Trümmer der französischen Armee auf dem Rückmarsche nach Smorghoni kamen, erreichte vom 6.—8. Dezember die Kälte unerhörte Grade, nämlich 26—27 Grad unter Null. Wer es nicht vermochte, dem Schlafe zu widerstehen und sich in beständiger Bewegung zu erhalten, der ging zu Grunde. Daher forderte die Nacht die meisten Opfer (cf. Bourgeois l. c. pg. 169).

Am meisten hatten unter dem vernichtenden Einfluss der aufgezählten Qualen diejenigen zu leiden, welche ihnen mit ihrer ganzen furchtbaren Wucht auf einmal, an solche durchaus nicht gewöhnt, ausgesetzt wurden. In dieser Beziehung liefern die Mitteilungen von Bourgeois (l. c. pg. 173 und 196 — Anmerkung 20 —) ein ebenso trauriges wie lehrreiches Beispiel. Bourgeois erzählt hier, dass ihnen auf dem Rückzuge in Osmiana, bevor sie nach Wilna gelangten, 10000 Mann frischer Truppen, zumeist Deutsche entgegengekommen seien. Dieselben brachten Lebensmittel und waren dazu bestimmt, den Rückzug der französischen Armee zu decken. Dieser Zweck wurde nicht erreicht, denn bereits, ehe sie in den Kampf einzugreifen Gelegenheit hatten, verlor diese schöne Division innerhalb dreier Tage wenigstens 3000 Mann. Bourgeois schiebt dies auf die

Anstrengungen des Marsches und der Bivouaks, sowie auf die plötzliche Wirkung der Kälte, welcher diese Mannschaften vorher nicht ausgesetzt gewesen waren. Letztere allein — nicht die Erschöpfung und Inanition — sieht Bourgeois als Ursache dafür an, dass so viele plötzlich hingerafft wurden. Bourgeois entwirft folgendes Bild von der Art ihres Unterganges: Man sah sie zuerst einige Augenblicke hin und her schwanken und unsichern Schrittes dahintaumeln, als wenn sie betrunken wären. Es hatte den Anschein, als sei ihnen ihr ganzes Blut in den Kopf gestiegen, so rot und geschwollen sah ihr Gesicht aus. Kraftlos sanken sie hin und waren wie gelähmt. Die Arme liessen sie schlaff herunter hängen, die Gewehre entsanken ihren Händen. In dem Augenblick, wo sie ihre Kräfte schwinden fühlten, benetzten Thränen ihre Augenlider. Wiederholt erhoben sie sich, um anscheinend ihrer Sinne völlig beraubt, scheu und entsetzt ihre Umgebung zu fixieren. Ihre Physiognomie, die krampfhafte Kontraktion ihrer Gesichtsmuskeln zeigten in unzweideutiger Weise, welche grausame Qualen sie zu erdulden hatten. Die Augen der betreffenden Individuen waren ausserordentlich rot, und tropfenweise sickerte Blut aus deren Bindehaut. Man konnte von diesen Unglücklichen ohne Uebertreibung sagen, dass sie blutige Thränen weinten. Bourgeois fügt in einer besonderen Schlussnote hinzu, dass dies keineswegs eine unrichtige Beobachtung sei; er beruft sich darauf, dass viele dies gesehen hätten.

Es braucht nicht weitläufiger hervorgehoben zu werden, dass es sich in diesen Fällen keineswegs um „bluthaltiges Sekret der Thränendrüsen“ gehandelt hat, sondern um Blutungen aus der stark hyperämischen Bindehaut der Augen. Derartige Zustände kommen unter dem Einfluss des Frostes gern zustande, und zwar beobachtet man bei Erfrierungen die schwersten Formen von derartigen Kongestivzuständen der Bindehaut der Augen. Dass bei den betreffenden Individuen an anderen Körperstellen Frostschäden vorhanden

waren, wird von Bourgeois nicht angegeben. Dagegen bemerkt derselbe gleich darauf (l. c. pg. 157), dass man, als sie sich Wilna näherten, fast bewusstlose Unglückliche auf der Landstrasse sich fortschleppen sah, deren Hände und Füsse durch Frost brandig geworden waren.

Abgesehen von diesen unter dem Einfluss der Kälte entstandenen schweren Ophthalmien, bei denen der Ausgang in brandiges Absterben der befallenen Teile der wahrscheinlichste Ausgang gewesen wäre, — wenn nicht der Tod diese Unglücklichen von ihrem Leiden vorher erlöst hätte, — wird von Bourgeois (l. c. pg. 190 — Anm. 17) ausserdem noch eine sehr böse Augenentzündung geschildert, welche eine vollständige Erblindung der Kranken bewirkte. Diese Augenentzündung, die in der Gegend von Orscha auf dem Rückzuge des Heeres auftrat, befiel ebenso wie die während des ägyptischen Feldzuges grassierende, sehr viele Soldaten. Bourgeois vertritt die Ansicht, dass diese Augenentzündung in Aegypten durch den Glanz des von der Sonne erhitzten Sandes und in Russland durch die blendende Weisse des allerorts vorhandenen, die Sonnenstrahlen mächtig reflektierenden Schnees entstanden sei. Als prädisponierende Momente sieht Bourgeois übrigens die Reizwirkung an, welche der Rauch der Bivouaks, der Schlafmangel und die nächtlichen Märsche auf die Augen ausübten. Bourgeois schildert die Affektion folgendermassen: Die Bindehaut der Augen färbte sich dunkelrot und schwoll ebenso wie die Augenlider an, heftige und ausstrahlende Schmerzen traten auf, von der sehr gesteigerten Thränenabsonderung waren die Augen beständig gebadet. Schliesslich erreichte die Lichtscheu so hohe Grade, dass die Menschen vollkommen erblindeten und unerhörte Schmerzen leidend auf der Landstrasse liegen blieben.

Das wären im wesentlichen die Mitteilungen, welche Bourgeois über die ihm zur Beobachtung gekommenen hauptsächlichen Krankheitszustände gemacht hat. — Interes-

sant ist — im Gegensatz zu dem vorhin angeführten Urteil Kerckhoffs' über Napoleon, das, was R. Bourgeois und zwar, soweit es sich aus dem Text ergiebt, als Ausdruck der öffentlichen Meinung (cf. l. c. pg. 139) über Napoleon sagt: Die Stelle lautet: „Obgleich dieser Mann gerechterweise als Urheber unserer Leiden und als die einzige Ursache unseres Unglücks angesehen wird, erregte damals — es war auf dem Rückzuge in der Gegend von Orscha — seine Gegenwart noch Enthusiasmus, und es ist keiner, welcher bei gegebener Gelegenheit ihn nicht mit seinem Körper gedeckt und sich für ihn geopfert hätte."

Der dritte Arzt, welchem wir Aufzeichnungen über seine Beobachtungen im Kriege gegen Russland verdanken, ist Lemazurier (cf. Litteraturverzeichnis Nr. 16). Sie sind drei Jahre später erschienen, als die der beiden vorhererwähnten Aerzte. Seine Mitteilungen sind die vollständigsten, und sie zeichnen sich durch Objektivität und Nüchternheit vorteilhaft aus.

Lemazurier hebt hervor, dass der Gesundheitszustand der Truppen sechs Monate vor dem Beginn des Feldzuges ein ausgezeichneter war, entsprechend ihrer vortrefflichen Verpflegung und sonstigen Unterbringung. Sogar die in Holland im Herbst aufgetretenen intermittierenden Fieber sowie der in Münster i. W. gelegentlich zur Beobachtung gekommene Typhus, der eine epidemische Ausbreitung desselben befürchten liess, war verschwunden. Im Mai 1812 wurden die sächsischen und die polnischen, in Warschau garnisonierenden Truppen vom Skorbut ergriffen. Die Epidemie erlosch, als die dieselbe veranlassenden sanitären Missstände beseitigt waren. Die grosse Hitze und die übergrossen Märsche wurden ebenso wie die schlechte Ernährung für die damals — als die Truppen die Weichsel verliessen und auf den Niemen marschierten — auftretenden mannigfachen Krankheiten von Lemazurier als Ursachen angesprochen. Zu diesen ge-

hörten einfache gastrische Affektionen, biliöse und putride Fieber, einige Fälle von Typhus, Durchfälle, einfache oder mit primitiven Fiebern komplizierte Dysenterien; katarrhalische Affektionen u. s. w. Hervorgehoben wird, dass die meisten Kranken in einem Zustande hochgradiger Erschöpfung sich befanden, welche mit dem im allgemeinen vorhandenen Notstande in kausale Beziehungen gebracht wird. Nach dem Uebergang über den Niemen traten reichliche Regengüsse ein, die Nächte wurden kalt und die schlecht genährten und erschöpften Soldaten starben zu Tausenden. Die Krankheiten nahmen einen ernsteren Charakter an, und die Sterblichkeit wurde grösser. Es handelte sich im wesentlichen um die eben genannten Krankheitsprozesse. Von den mehr als 5000 in den Hospitälern untergebrachten Kranken litten mehr als die Hälfte an der Dysenterie, welche teils mit einem biliösen Fieber, teils mit Typhus kompliziert war. Die Durchfälle und die Dysenterie waren damals die herrschenden Krankheiten. Auch im Juli blieb die Krankheitskonstitution die gleiche, die Krankheiten waren dieselben wie in Wilna; aber je weiter man vorrückte, um so grösser wurde die Sterblichkeit, und die für die Bekämpfung der Krankheiten disponiblen Mittel wurden geringer. In der zweiten Hälfte des August 1812 wurde aber der Typhus die herrschende Krankheit, ohne indessen noch die furchtbare Ansteckungsfähigkeit, wie später, zu zeigen. Daneben standen auch noch Durchfälle und Dysenterien im Vordergrunde. Auch in Moskau herrschten die bereits aufgezählten Krankheiten; dazu kamen ausser den akuten auch chronische Dysenterien, sowie auch akute und chronische Gelenk- und Muskelrheumatismen, der Skorbut, und endlich auch Krankheiten des Atmungsapparates, nämlich Lungenkatarrhe und Lungenschwindsucht. Heimweh und schwächende gemütliche Affektionen, „affections morales“, welche den Verlauf der Krankheiten ungünstig beeinflussten, machten sich häufig bemerkbar. Auch in der Folge änderte sich in

der Art der auftretenden Krankheiten nichts Wesentliches. Es bildeten neben den jetzt gelegentlich vorkommenden intermittierenden perniciösen Fiebern, deren Hauptsymptom ein furibundes Delirium war, die schleichenden nervösen Fieber, die chronischen Dysenterien und die katarrhalischen Affektionen die vornehmlich in Betracht kommenden Krankheiten. Von Interesse ist es, dass die Temperatur- und Witterungsverhältnisse, welche Lemazurier mit grosser Sorgfalt daneben registrierte, auf den Gang dieser Krankheiten absolut keinen Einfluss hatten; es sei denn, dass man der starken Winterkälte die Ausbreitung des Typhus zur Last legen wollte, wovon doch füglich nicht wohl die Rede sein kann. Abgesehen davon, dass das Zusammendrängen von Kranken und Gesunden in engen, nicht ventilierten Räumen im Winter der Ausbreitung des Typhus reichlich Vorschub geleistet haben wird, haben wir keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass die Kälte die Zahl der Typhuserkrankungen vergrössert hat. Die Kälte des russischen Winters war aber für die grosse Armee in vieler anderer Beziehung ausserordentlich verhängnisvoll und zwar, wie Lemazurier wohl ganz richtig angiebt, besonders wegen des Mangels an ausreichenden Wohnungen und wegen der unausgesetzten Bivouaks, welche trotz der Bivouakfeuer den schädigenden Einfluss der Kälte nicht weniger hervortreten liessen. Hierzu kam der Mangel an den verschiedenen Gegenständen, welche zur Bekleidung, und besonders auch zum Schutz gegen die Kälte dienen und an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln, sowie auch an Branntwein (liqueurs toniques), welche Lemazurier im Winter für diese Klimaten als unumgänglich notwendig bezeichnet. Derselbe hebt hervor, dass die Kälte zuerst unter den Kranken ihre Opfer forderte, dass sich aber später ihr Einfluss auch auf alle übrigen Mannschaften je nach dem Kräftezustande und nach dem Alter der einzelnen, erstreckte. Die Wirkungen des Frostes, und zwar sowohl die lokalen wie die allgemeinen, hat Lemazurier genau studiert.

Er schildert u. a., wenn auch nicht so drastisch, wie dies Bourgeois (s. o. S. 40) thut, den Einfluss der Kälte auf die Bindehaut des Auges, die plötzlichen Todesfälle infolge der Kälte, wobei die Soldaten, wie vom Blitz getroffen, auf dem Marsche hinstürzten und in wenigen Minuten einem mit allgemeiner Lähmung einhergehenden somnolenten Zustande erlagen. Er hebt hervor, dass dabei die Muskeln eine kataleptische Starre zeigten. Die Individuen, bei denen die genannten Symptome unter dem Einflusse des Frostes nicht eintraten, zeigten nach der Angabe von Lemazurier eine erschreckend rasch zunehmende Verminderung ihrer Kräfte. Ausserdem soll die Kälte der Intensität der Lungenkatarrhe und der Lungenentzündungen (Pleuropéripneumonies) Vorschub geleistet haben. Der Typhus, welcher neben dem Hunger und der Kälte die meisten Opfer forderte, wird von Lemazurier, wie er sich in den meisten Fällen zeigte, betreffs seiner Symptome, seines Verlaufes, seiner Ausgänge und seiner Komplikationen in anschaulicher Weise geschildert. Obwohl nun von Lemazurier über Leichenöffnungen nichts gesagt wird, kann man wohl annehmen, dass es sich bei diesem Typhus, bei welchem sich in einer Reihe von Fällen eine „éruption de pétéchies“ auf der Haut zeigte — ich setze freilich voraus, dass diese Petechien nicht von Ungeziefer herrührten, was, wie ich aus zahlreichen eigenen Erfahrungen weiss, erhebliche diagnostische Schwierigkeiten machen kann — wirklich um einen Petechial- oder exanthematischen Typhus gehandelt hat. Uebrigens ist, wenigstens nach meinen eigenen, zahlreichen Erfahrungen, das Exanthem bei dem „exanthematischen“ Typhus kein notwendiges, wenn auch ein gewöhnliches Symptom. Griesinger[1]) (l. c. S. 137) bemerkt, dass es ganz unzweifelhaft ganze Epidemien von Flecktyphus mit fast fehlendem Exanthem giebt. Diese Krankheit, welche

---

[1]) Griesinger, Infektionskrankheiten. 2. Auflage. Erlangen 1864.

sich auf drei bis vier siebentägige Perioden erstreckte und eine furchtbare Sterblichkeit zeigte, verbreitete sich auch in der Civilbevölkerung, unter der sie in der gleichen Weise wütete. Die Epidemie, welche sich schliesslich nicht auf Wilna beschränkte, weil die Armee den Typhus in alle Ortschaften Litauens, welche sie passierte, verschleppte, erreichte im Februar 1813 im wesentlichen ihr Ende. Nur einzelne Typhuskranke kamen in dieser Zeit da noch zur Beobachtung.

Von Interesse ist die Mitteilung von Lemazurier, dass vom Beginn des Feldzuges bis zum Anfange des Jahres 1813 in Wilna und in den dazu gehörigen Ortschaften 55000 Begräbnisse stattgefunden haben. Die in dieser Beziehung angestellten Erhebungen in Witebsk, Smolensk und in Moskau haben nahezu gleiche Ergebnisse geliefert.

Nach diesen Mitteilungen, welche das Wesentliche berichten, was Lemazurier über die im Kriege gegen Russland von ihm selbst beobachteten Krankheiten angegeben hat, kommen wir zu dem vierten ärztlichen Berichterstatter, der auf Grund eigener Beobachtungen seine Erfahrungen geschildert hat. Es handelt sich um die im Jahre 1820 in Tübingen erschienene medizinische Inauguraldissertation von Chr. Johannes von Scherer aus Stuttgart. (Litteraturverzeichnis Nr. 22.) Der Verfasser beschreibt darin die Kalamitäten und die Krankheiten des etwa 14—15000 Soldaten umfassenden württembergischen Kontingents, bei welchem der Verfasser teils als Truppenarzt, teils als Lazarettarzt thätig war. Der Verfasser hat sich zur Veröffentlichung seiner Erfahrungen trotz der ihnen anhaftenden Mängel veranlasst gesehen, weil er in dem Glauben lebte, dass anderweitige Beschreibungen über die Krankheiten der Soldaten nicht vorhanden seien. Jedenfalls waren ihm die soeben referierten Veröffentlichungen von Kerckhoffs, Bourgeois und Lemazurier unbekannt geblieben, was merkwürdig genug ist, und nicht gerade für einen regen wissenschaftlichen

Verkehr zwischen Frankreich und Deutschland nach dem Sturze Napoleons spricht. Die Arbeit v. Scherers, welche in erster Reihe, wie der Titel besagt, die infolge der Kälte entstandenen Krankheiten schildern will, ist auch in mancher anderen Beziehung nicht ohne Interesse. v. Scherer, welcher angiebt, dass statt der anfangs, bereits in Polen, zahlreich auftretenden mehr rheumatischen Diarrhöen auch wirkliche Dysenterien und zwar mit einem sonst durchaus nicht gewöhnlichen putriden Charakter aufgetreten seien, hat die Leichen von solchen Dysenteriekranken seciert. Er fand dabei, dass der Magen und der Dickdarm, besonders der Mastdarm entzündet und dass die Magen- und Duodenalschleimhaut, bisweilen auch die des ganzen Darmes schlaff und welk waren. Bemerkenswert erscheint auch das, was v. Scherer über die Ausbreitung der Geschwüre in den von ihm beschriebenen Fällen von Ruhr berichtet. Bei einigen Fällen fanden sich die Geschwüre ausser im Mastdarm auch im Magen, und zwar besonders in dessen Grund, bei anderen aber hatte der Prozess so um sich gegriffen, dass die Geschwüre vom Magen in das dünne und vom Mastdarm in das dicke Gedärm sich erstreckten. In den ersteren Fällen waren die Geschwüre klein und mit gezackten Rändern versehen; in den anderen Fällen waren die Geschwüre linsen- bis einen halben Zoll gross. Bei vielen derselben zeigten sich auf dem Grunde brandige Stellen. Ueberdies drangen die Geschwüre sehr verschieden weit in die Tiefe. In seltenen Fällen war der Bauchfellüberzug des Darmes durchlöchert. Die Gekrösedrüsen waren meist entzündet, bisweilen eitrig. Nicht minder eigentümlich wie diese Leichenbefunde, welche mit unseren heutigen Erfahrungen über die Leichenveränderungen, die wir bei der Dysenterie im Verdauungskanale konstatieren und für typisch erachten, nicht übereinstimmen, erscheinen uns auch die von v. Scherer bei der Ruhr geschilderten Krankheitserscheinungen. Manche dieser Patienten starben, wie er erzählt, schnell und fieberlos, während sie, über Bauch-

schmerzen klagend, eine grosse Neigung gerade zu vegetabilischer Nahrung zeigten. Oft gingen diese Kranken mit voller militärischer Ausrüstung munter daher, setzten sich aber plötzlich nieder und gaben den Geist auf. Geisteskrankheit in Form schwerer Melancholie, welche auch häufig zum Selbstmord führte, wurde dabei nicht selten beobachtet. Gleichzeitig wirkte der Alkoholismus sowohl unter Gesunden wie Kranken verheerend. Manche der der Ruhr zugeschriebenen Todesfälle, deren Symptome übrigens in einer nicht befriedigenden Weise geschildert sind, dürften dem Alkoholmissbrauch zur Last zu legen sein. Als bemerkenswert wird von v. Scherer der Einfluss der Gemütsbewegungen auf die Ruhr hervorgehoben. Während der vier Tage dauernden Schlacht bei Smolensk, und auch noch einige Tage nachher war nämlich die Ruhr „wie durch magische Kraft“ verschwunden, kehrte aber bald in höherem Grade zurück, und mit ihr befiel bei fortdauerndem Mangel die Soldaten völliger Stumpfsinn. Auf dem Vormarsche nach Moskau hielt die Ruhr mit furchtbarer Heftigkeit an. Nichtsdestoweniger verliefen die chirurgischen Operationen bei den durch Krankheit und Entbehrungen aller Art geschwächten Soldaten günstig, trotz der grossen Blutverluste, wie sie z. B. die Exartikulation des Armes mit sich bringt. Die gleichen Beobachtungen finden wir auch bei Larrey verzeichnet. Wofern er die Operationen früh genug, in den ersten 24 Stunden nach der Verwundung ausführte, verliefen sie gut. Dies war der Fall trotz der geringen Sorgfalt, welche nach der Lage der Umstände den Operierten zuteil werden konnte. Inzwischen war nach dem schrecklichen Treffen bei Mosaisk und auch noch in der Zeit, in welcher die Truppen bis zum 19. Oktober 1812 in Moskau ihr Standquartier hatten, der Gesundheitszustand nicht besser geworden, sondern es war überdies auch der Typhus in der Napoleonischen Armee eingerissen, der einen „pestartigen Charakter“ hatte.

Darunter darf natürlich nicht der Uebergang des Typhus in die Pest verstanden werden. Wir wissen heute, dass die Pest einen besonderen, wohl charakterisierten Krankheitserreger hat. Ausserdem trat auch häufig Gelbsucht auf mit heftigen Magenschmerzen und mit fieberhaftem Puls. Der Typhus verbreitete sich schnell durch Ansteckung und steigerte das Elend in der Armee in furchtbarer Weise. Die Leichenbefunde beim Typhus werden bei v. Scherer vermisst, ebenso wie auch eine genauere Charakteristik des Krankheitsbildes. Dasselbe ist ein durchaus lückenhaftes.

Dagegen hat aber von Scherer den durch die Kälte erzeugten Krankheitserscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und auch den Leichenbefund bei denen, welche dem Einfluss der Kälte erlagen, zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Viel ist dadurch allerdings nicht gefördert worden. Als das wesentliche Ergebnis erscheint von Scherer wohl, dass die Haut der Leichname der Erfrorenen weiss wie Schnee war, während die Centralorgane bei jeder Sektion voll von Blut gefunden wurden. Auch als die Kälte keineswegs die höchsten Grade erreicht hatte, beobachtete von Scherer bereits selbst bei den bisher Gesunden und Kräftigen Geistesschwäche und Stumpfsinn; die betr. Individuen wurden kindisch und ihr ganzes Verhalten zeigte etwas Greisenhaftes. Dieser geistige Verfall steigerte sich bis zum Wahnsinn. Besonders litten unter der Kälte alle diejenigen, welche vorher Not gelitten hatten, vornehmlich aber solche, die an der Ruhr erkrankt gewesen waren. Die geringeren Kältegrade bewirkten neben Atembeschwerden einen geistigen Zustand, welchen man als „Russischen Simpel" bezeichnete. Die stärksten Kältegrade pflegten durch allgemeine Lähmung, welche mit der der unteren Extremitäten, sowie mit Blasen- und Mastdarmlähmung einsetzte, tödlich zu enden, wenn die betr. Personen auf dem hartgefrorenen Boden hinfielen, worauf bald der Tod

eintrat. Von Scherer meint, dass hier eine Rückenmarksaffektion vorgelegen habe. Das Bewusstsein konnte unter solchen Umständen bis zum Tode vollkommen frei bleiben. Auf solche Weise sah von Scherer, welcher dafür als Gewährsmann auch den Regimentsarzt von Keller anführt, gesunde und kräftige Menschen binnen 8—10 Stunden zu Grunde gehen. Von Scherer hat aber auch Fälle beobachtet, die sogar solche Zustände glücklich überwanden, deren Nachwehen aber erst lange Zeit, nachdem die Betroffenen in die Heimat nach Deutschland gelangt waren, verschwanden. Auch der durch den Einfluss der Kälte entstandene, mit Grössenwahnideen verlaufende Wahnsinn, der noch nach der Heimkehr nach Deutschland weitere Fortschritte machte, kam dort gelegentlich auch noch nach längerer Zeit ohne besondere ärztliche Hilfe zur Heilung. In der Mehrzahl der Fälle kam es sogar zu rascher Genesung. Auf verwundete Glieder hatte der starke Frost einen sehr nachteiligen Einfluss. Sie trockneten ein, und ohne ihre weisse Farbe zu verlieren, wurden sie, wie geröstetes Fleisch, völlig verhärtet und lösten sich durch Eiterung von der gesunden Umgebung. Sie blieben trotz der fortdauernden Eiterung so trocken, dass man sie hätte aufbewahren können, ohne dass sie gefault wären. Wer aber nicht so hohe Kälte durchgemacht, sondern seine Glieder an den nächtlichen Feuern gewärmt hatte, zog sich den gewöhnlichen kalten Brand zu, der immer typhusartig schnell den Tod herbeiführte. — Die Augen litten sehr; durch den Schnee ungeheuer geblendet, wurden sie auch in ihrer Funktion wesentlich beeinträchtigt. Auch erwähnt von Scherer den nachteiligen Einfluss, welchen die infolge anderer Verhältnisse blendenden Sonnenstrahlen auf die Augen ausübten. Indes von den bei Bourgeois erwähnten Bindehautentzündungen (s. o. S. 40) infolge der grossen Kälte, erzählt von Scherer nichts.

Während von Scherer die Krankheiten des der grossen

Armee angegliederten württembergischen Kontingents einer Besprechung unterzieht, welche durch nicht ärztliche Berichte von von Miller und von Suckow (s. u.) ergänzt werden, erfahren wir von Harnier (s. o. S. 11) einiges über die Schicksale des Teiles des Westfälischen Corps der Napoleonischen Armee, welcher, zu dem linken Flügel derselben gehörend, über Kurland nicht herausgekommen und somit also dauernd von dem grossen russischen Kriegstheater ferngeblieben ist.

Ueber Krankheiten in seinem Regiment hat Harnier im allgemeinen nur wenig zu berichten gefunden. Am 14. Juli 1812 schreibt er in Poniewicz in sein Tagebuch, über Langeweile klagend: „Ich habe natürlich immer noch äusserst wenig Beschäftigung, da die Gesundheit sich erträglich hält und hier ein Spital etabliert ist, wohin ich die schweren Kranken schicke.“ Ueber die Art der Erkrankungen äussert sich Harnier nicht. Aus einer Notiz vom 24. Juli 1812, die Harnier in Jakobstadt (Kurland) in sein Tagebuch geschrieben hat, ersehen wir, dass durch einen Offizier Kranke des Regiments nach Tilsit zurückgebracht wurden. Nur aus dem Lager in Kalkunen, wo es vorübergehend in den Nächten vom 7. und 8. September „anständig Eis fror“[1]), berichtet Harnier über eine endemisch aufgetretene Krankheit. Harnier schreibt: — „seit etwa 14 Tagen haben sich unter meinen Leuten viele Fieber entwickelt, lauter Tertianen gastrischen Ursprungs und ohne Hartnäckigkeit. Jetzt aber fangen sie schon an zäher zu werden, und es giebt einige tertianas. — Der im ganzen trockene und kühle Sommer[2]) scheint uns von Ruhr und bösartigen Durchfällen

[1]) Aus dem Tagebuch vom 3. September in demselben Lager ersehen wir, dass damals bereits seit 3 Tagen empfindliche Kälte herrschte.

[2]) Aus dieser Stelle ist zu schliessen, dass im Sommer 1812 die vorher berichtete grosse Hitze nicht das Gewöhnliche in den von Harniers Regiment occupierten Landesteilen gewesen ist.

glücklich freigehalten zu haben. Ich habe im Regiment nur drei wirkliche Ruhrkranke behandelt und ziemlich schnell hergestellt. Die Fieber entstehen sowohl bei Leuten, die im vorigen Jahre daran litten, wie auch bei stets frischen und kernhaften Menschen. Im Anfang der Epidemie kamen auch etwa acht remittierende Fieber nervösen Charakters und mit besonderer Kopfaffektion vor, die den gewöhnlichen Mitteln langsam nur wichen, aber mir keinen Augenblick lebensgefährlich erschienen. Ich kann rechnen, dass ich seit jenem Termin schon gegen fünfzig ernstlich Kranke behandelt habe, von denen schon gegen fünfzehn kuriert sind."

Ich möchte aus den Diagnosen Harniers nicht immer bindende Schlüsse über die Natur der betr. Krankheiten ziehen, d. h. ob es sich bei allen diesen Fiebern um ein und dieselbe Krankheit gehandelt hat, obgleich Harnier alle diese Erkrankungen als eine Epidemie bezeichnet. Es kamen übrigens damals, wie auch zu anderer Zeit, allerlei Krankheitsfälle vor, z. B. solche, die schwer einsetzend einen harmlosen Verlauf nahmen. So beschreibt Harnier in einer Tagebuchnotiz vom 24. Juli 1812 die Erkrankung eines seiner Freunde. Dieselbe trat ganz plötzlich und so intensiv auf, dass Harnier eine Encephalitis im Anzuge zu sein schien. Durch zwei Aderlässe und durch die reichliche Darreichung von Nitrum und durch kalte Umschläge um den Kopf wurde indessen der Kranke schon nach einem Tage so sehr gebessert, dass Harnier hofft, dass sein Freund ihnen folgen könne, falls sie am nächsten Tage marschieren sollten.

Harnier war später[1]) gesundheitlich nicht auf der Höhe. In seinem Tagebuch berichtet er am 17. Dezember 1812 (Orangerie bei Schloss Eckau), dass er seit 4 Tagen an einer mit heftiger Kolik begleiteten Diarrhöe geplagt werde, welche

[1]) Am 29. Juni 1812 hatte Harnier in seinem Tagebuch berichtet, dass seine Gesundheit das Bivouak und alle anderen Strapazen gut ertragen habe.

jetzt ziemlich allgemein sei. Auch am 29. Dezember hatte er noch an dieser anfangs „ihm selbst rätselhaften“ und hartnäckigen Kolik und Diarrhöe zu leiden. Seit etwa 8 Tagen hatten sich dieselben durch „Blutabgang und Schmerzen am After“ als deutlich hämorrhoidalische signalisiert. Harnier schreibt aber, dass er sich durch sie nicht habe abhalten lassen, die ganze Tour zu Fuss und zu Pferde zu machen. Er klagte über die ungeheuer steigende Zahl von Kranken, am 19. Dezember ging er mit dem Regiment in „giftiger“ Kälte 7 Stunden weit über Zoten nach Messoden. Auf diesem Marsche verfroren viele Zehen, Finger und Nasen; Harnier berichtet überdies in seinem Tagebuch vom 28. Dezember 1812 davon, dass er etwa 140 Kranke an dem genannten Tage nach Tilsit brachte, wo er sie unter der Aufsicht eines „Chirurgien“ zurückliess, — was aber diesen Kranken fehlte, darüber berichtet Harnier nichts. Die Medikamente, welche Harnier brauchte, scheint er sich immer durch Requisition verschafft zu haben.

Die Harnierschen Mitteilungen sind trotz ihrer Mängel lehrreich genug. Dem Massstab, welchen wir heut an einen ärztlichen Bericht legen müssen, genügen sie freilich durchaus nicht, indes ersehen wir aus ihnen die interessante Thatsache, dass der die grosse Armee so schwer schädigende Typhus wenigstens in seinen schweren Formen das abseits von derselben marschierende, unter der ärztlichen Obhut Harniers stehende Regiment bis zum 28. Dezember 1812 — wo eine längere Lücke in Harniers Tagebuch erscheint — s. o. S. 28 — nicht heimgesucht hat. Unter den 140 Kranken, welche Harnier an diesem Tage in das Lazarett in Tilsit ablieferte, dürfte auch kein schwerer Typhus gewesen sein. Obgleich Harnier über die Art dieser Erkrankungen keine Auskunft giebt, ist doch mit Sicherheit anzunehmen, dass er dies gethan haben würde, wenn ein schwerer Typhus vorgelegen hätte. Harnier kannte den

Typhus doch genügend durch die Erfahrung an seinem eigenen Leibe. Hatte er doch selbst einen durch Ansteckung im Lazarett erworbenen Typhus erst im April 1812 überstanden, so dass er seiner Brigade deshalb erst mehrere Wochen nach deren Abmarsch folgen konnte. Harnier wusste also mit dem Typhus sicher Bescheid und hätte ihn gewiss auch diagnostiziert, wenn er hier vorgelegen hätte. Dagegen erscheint es mir nach dem heutigen Stande unseres Wissens durchaus wahrscheinlich, dass sich unter den verschiedenen von Harnier berichteten Fieberformen auch viele leichter verlaufende Typhen befunden haben mögen. Im allgemeinen können wir ferner sagen, dass die von Harnier berichteten Krankheitsfälle nicht zahlreicher waren, als wir sie in einem Kriege und bei den Verhältnissen, unter denen das Regiment lebte, erwarten dürfen (cf. o. S. 27).

Zum Schluss dieses Referats über die Arbeiten der Aerzte, welche auf Grund eigener Beobachtung über die im Kriege gegen Russland in der Napeleonischen Armee vorgekommenen Krankheiten und Seuchen berichtet haben, mögen einige einschlägige Mitteilungen hier Platz finden, welche Larrey, der Chefchirurg des Heeres, in dem IV. Bande seiner Mémoires de chirurgie militaire (s. Litteraturverz. Nr. 14) gemacht hat. Hier findet sich ein längerer Abschnitt über die Campagne de Russie, welcher naturgemäss, der wesentlichsten Lebensaufgabe Larreys entsprechend, vorzugsweise chirurgische Fragen behandelt.

Larrey schildert in düsteren Farben, gleich anderen Beobachtern, wie z. B von Scherer den verheerenden Einfluss, welchen in der Napoleonschen Armee der Branntwein — „chenaps" schreibt Larrey — von vornherein ausübte und welcher bereits auf dem mühseligen Marsche von Kowno nach Wilna den jungen Rekruten verhängnisvoll wurde. Larrey gedenkt des unter dem Bilde des akuten Alkoholismus eingetretenen Todes vieler (l. c. pag. 10); er

betont ferner (l. c. pag. 106) auch den Einfluss der Kälte, welche bei dem Rückzuge in Wilna bis auf 28 Gr. R. während der Nacht gekommen sei. Die Temperatur erwärmte sich auch während des Tages nur wenig, die Sonnenstrahlen konnten die sehr dichte Atmosphäre nicht durchdringen. Die Marschierenden befanden sich in einer Art Schneenebel. Die Schneekrystalle bedeckten sämtliche Unebenheiten des Körpers und der Kleider und die an den Augenwimpern befindlichen behinderten das Sehen und somit das Marschieren, welches auf dem Wege nach Wilna, Kowno und weiter sehr beschwerlich war, indem sich die Kältegrade nahezu immer auf der gleichen Höhe hielten. An den Wegrändern war alles mit den Leichen der in der Nacht vom 8.—9. Dezember erfrorenen Soldaten besät. Es waren fast nur junge Leute. Die Truppen, zwischen denen Larrey sich selbst befand, kamen in einen derartigen Zustand von Niedergeschlagenheit und Betäubung, dass sie sich gegenseitig kaum erkennen konnten. Man marschierte in einem dumpfen Schweigen. Der Gesichtssinn und die Muskelkräfte waren derartig geschwächt, dass es schwer war, die Marschrichtung einzuhalten und das Gleichgewicht zu bewahren. Diejenigen, welche letzteres nicht vermochten, stürzten vor den Augen ihrer Kameraden nieder, welche sich nach ihnen gar nicht umsahen. Larrey erzählt von sich selbst, dass er, obgleich er einer der kräftigsten der Armee war, nur mit Mühe Wilna erreichen konnte. Als er dort ankam, war er mit seinen Kräften und mit seinem Mut am Ende. Er war nahe daran umzufallen, um sich nachher zweifelsohne ebensowenig wie die vielen anderen, die er auf diese Weise hatte zu Grunde gehen sehen, wieder zu erheben. Natürlich hat Larrey auch der Heilung der äusserlichen Frostschäden die grösste Aufmerksamkeit zugewendet; er hält als geeignetstes Mittel für die Behandlung des Frostbrandes, — was hier nebenbei bemerkt sein mag, — die Styraxsalbe. Larrey bemerkt

betreffs der Widerstandsfähigkeit (l. c. pag. 125), dass die Südeuropäer sich viel mehr bewährten als die blonden, phlegmatischen Nordländer. Larrey erzählt dann (l. c. S. 159), dass die Soldaten, welche glücklich alle Schrecken der Kälte und des Hungers ertragen hatten, obgleich sie beim Einmarsch in Preussen in bessere Verhältnisse kamen, fast plötzlich von einer Krankheit befallen wurden, welcher er den Namen: „Fièvre méningite catarrhale de congélation“ giebt. Diese Krankheit nahm in kurzer Zeit einen epidemischen Charakter an, und als sie bis zum „dritten Grade“ gelangt war, wurde sie, insbesondere, wenn sie sich mit brandigen Affektionen der Extremitäten kompliciert hatte, ansteckend. Larrey beschuldigt als ursächliches Moment für ihr Zustandekommen insbesondere die unter dem Wechsel der Lebensbedingungen veränderten Cirkulationsverhältnisse, wodurch Hyperämien der inneren Häute veranlasst würden. Diese nach unseren heutigen Vorstellungen an und für sich recht dürftigen Angaben betreffs der Entstehung einer ansteckenden, in epidemischer Ausbreitung auftretenden Krankheit verlieren allen Halt, wenn wir uns den von Larrey selbst recht naturgetreu geschilderten Symptomenkomplex ansehen, welchen Larrey, wohl mit Rücksicht auf die Unruhe, die ihn begleitenden katarrhalischen Erscheinungen und das dieselben seiner Ansicht nach veranlassende ätiologische Moment als: „Ataxie catarrhale de congélation“ bezeichnet. Die Verschiedenheit der Dauer der Krankheit erklärt sich Larrey aus der Verschiedenheit der Konstitution, des Alters und der Magerkeit der Befallenen. Die betreffs der Intensität der Krankheit zu beobachtenden Schwankungen führt Larrey auf verschiedene Umstände zurück. Bei günstigem Ausgange war die fieberhafte Periode kurz und endete gewöhnlich durch Nasenbluten oder durch vorübergehenden Durchfall (flux dysenterique) am 5. oder 9. Tage. Statt der Blutungen aus den Schleimhäuten traten bisweilen reichliche

bräunlich gefärbte Schweisse auf, welche die Wäsche beschmutzten. Bei unglücklichem Ausgange traten rasch, besonders an den unteren Extremitäten erysipelatöse, bald einen brandigen Charakter annehmende Flecke auf. Indes von einem ausgedehnten Exanthem ist nirgends die Rede. Der Urin bekam eine schwärzliche Farbe, er wurde spärlich, auch die Stuhlgänge wurden schwärzlich und übelriechend. Alle Funktionen versagten allmählich und der Kranke erlag am 15. Tage oder auch früher. Larrey hat mehrfach Sektionen solcher Fälle gemacht. Auf der Oberfläche des Gehirns fand er eine Lage weisser eiweissartiger Substanz, aber keinen Eiter, die Sinus des Gehirns waren mit geronnenem schwarzen Blut erfüllt, auch die Gefässe des Gehirns, welches fester war als sonst, waren mit dunklem Blut angefüllt. Die Schleimhaut der Luftwege war hier und da bräunlich gefärbt, die Därme waren infolge der Abstinenz zusammengezogen. Bei fast allen beobachtete man brandige Schorfe an den unteren Extremitäten und am Unterleibe. — Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass es sich bei dieser epidemischen ansteckenden Krankheit um „Typhus" gehandelt hat. Auch Larrey hat denselben, ebenso wie Harnier, am eigenen Leibe erfahren. Er hat sich denselben durch Ansteckung bei dem Besuch der Königsberger Hospitäler auf dem Rückmarsch selbst geholt.

Jedenfalls sind diese Ausführungen Larreys sehr interessant. Derselbe ergänzt dadurch insbesondere durch die Mitteilungen der von ihm erhobenen, wenngleich fragmentarischen Leichenbefunde das, was die vorerwähnten Aerzte über den Typhus gesagt haben, welcher nachher noch so viele Opfer in Deutschland gefordert hat.

Es darf wohl angenommen werden, dass Larrey sich nicht nur von dem äusserlichen Verhalten der Därme überzeugt, sondern dass er sie auch aufgeschnitten haben wird, um sich zu vergewissern, ob und welche Veränderungen die

Darmschleimhaut erfahren hat. Was Larrey in seiner Schilderung mitgeteilt hat, ist freilich unvollständig genug. Finden wir doch bei Larrey nicht einmal eine Angabe über das Verhalten der Milz. Da auch das Fehlen eines typischen Exanthems, wie bereits vorher (S. 45) angegeben wurde, nicht bestimmend und ausschlaggebend für die Diagnose des Flecktyphus ist, so wird dieselbe im Einzelfalle, wofern die charakteristischen Darmveränderungen nicht nachgewiesen sind, unentschieden bleiben. So interessant daher auch die Ausführungen Larreys sind, so sind leider doch seine Sektionsbefunde nicht genügend, um danach die Frage, ob es sich dabei um exanthematischen Typhus gehandelt hat, zu entscheiden. Im allgemeinen werden wir freilich und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf den damaligen Genius epidemicus, der durch eine ausgedehnte Ausbreitung des Flecktyphus gekennzeichnet war, annehmen müssen, dass es sich bei dem Typhus, welcher im Jahre 1812 so grosse Verwüstungen auch bei den kriegführenden Armeen in Russland anrichtete, im wesentlichen um Flecktyphus gehandelt hat. Es entspricht dies auch der allgemeinen Ansicht. Griesinger sagt in dieser Beziehung in seinem vortrefflichen Werke (l. c. S. 121): „Während der Kriegsjahre vom Anfang dieses Jahrhunderts bis 1815 herrschte der exanthematische Typhus in grosser Verbreitung und erreichte wohl sein Maximum nach der Rückkehr der geschlagenen Armee aus Russland“ — indes fährt Griesinger fort: „in diesen Kriegstyphen war aber offenbar stellenweise Darmtyphus dem Fleckfieber beigemischt; sehr häufig auch müssen wir in den Beschreibungen leichte febrikulöse Formen erkennen, welche neben der einen oder anderen ausgebildeten Hauptform einhergingen.“ Man darf annehmen, dass dieser Ausspruch eines so korrekten und gewissenhaften Beobachters, wie es Griesinger war, auf Grund anatomischer Befunde gethan worden ist. Unter den mir bekannt gewordenen ärztlichen Mittei-

lungen über die in den kriegführenden Armeen in Russland aufgetretenen Krankheiten und Seuchen habe ich Sektionsbefunde über die dem Typhus erlegenen Personen ausser den angeführten Larreyschen nicht finden können. Um so lehrreicher ist das, was Griesinger über den in jener Periode herrschenden Typhus im allgemeinen berichtet. Sicher wird man der Ansicht Griesingers über die „leichten febrikulösen Formen“ des damals herrschenden Typhus auch betreffs der Krankheiteu der kriegführenden Armeen in Russland beipflichten. Wer das, was ich oben über die mannigfachen Fieberarten, besonders auch in dem Referate über die Arbeit von Kerckhoffs' angegeben habe, liest, wird sicher, nach dem, was wir heut über die klinische Geschichte der Typhen wissen, sehr viele Fälle finden, bei denen es sich höchstwahrscheinlich um Typhen leichterer Art gehandelt hat. Dies ist in praktischer Beziehung keineswegs gleichgültig, weil gerade auch solche Fälle zur Verbreitung des Typhus wesentlich beitragen. Sie verschleppen das Gift, während die der Seuche am Erkrankungsorte erliegenden natürlich dies nicht vermögen.

Soviel über den Typhus. — Ueber die Ruhr sowie über den Skorbut, welche in diesem Kriege beobachtet wurden, und von denen die erstere so zahlreiche Opfer gefordert hat, berichtet Larrey meines Wissens nichts.

Hiermit wäre die Uebersicht abgeschlossen, welche ich über die ärztlichen Berichte betreffs der Krankheiten und Seuchen geben wollte, welche in dem Kriege 1812 in der Napoleonischen Armee vorgekommen sind, soweit sie in den Veröffentlichungen von Kerckhoffs, Bourgeois, Lemazurier, von Scherer, Harnier und Larrey geschildert wurden. Diesen ärztlichen Mitteilungen mögen einige dieselben bestätigenden, bezw. ergänzenden Notizen aus der historischen und besonders aus der Memoirenlitteratur hier angegliedert werden. Es werden dadurch z. B.

die Berichte von Scherers (s. o. S. 47) bestätigt, dass in dem Württembergischen Corps die Ruhr viele Verwüstungen anrichtete. Hier trat Anfang Juli unter Offizieren und Soldaten in dem Lager bei dem Städtchen Maliatony die Ruhr wahrhaft verheerend auf. Das in dem Städtchen improvisierte Hospital war bald überfüllt. Glücklicherweise verliess das hierdurch bedeutend geschwächte Corps dies Lager nach wenigen Tagen wieder (cf. v. Suckow l. c. S. 166). Nicht lange nachher (Anfang August) herrschte überdies der Typhus im Württembergischen Corps, von welchem auch sein Kommandierender, der Kronprinz, befallen wurde (cf. v. Suckow, l. c. S. 168). Major v. Miller (citiert nach Franz Röder, cf. Litter.-Verz. Nr. 19, S. 62) sagt mit besonderer Rücksicht auf das Württembergische Corps, dass der Verlust der französischen Armee an Kranken vom 16. Juli bis zum 1. August den bei weitem überstieg, welchen sie vom Niemen bis zum 16. Juli erlitten hatte. Die Ruhr, die schon früher in der Armee eingerissen war, war nun schon epidemisch geworden. Obgleich nach dem Marsche von Raskimosi (19. Juli) die Soldaten in der Stellung bei Lioszna 10tägige Ruhepause hatten und ihre Ernährung eine bessere war, erlag gerade jetzt eine Reihe von Menschen, welche sich bis dahin wegen der steten Unruhe und Bewegung, in welcher sich die Armee befand, noch fortgeschleppt hatten. Als besonders nachteilig wurde die reichlichere Nahrung nach dem Darben angesehen. Die Gelegenheit zu besserer Ernährung veranlasste auch Unregelmässigkeiten in der Lebensweise und Excesse. Das längere Verweilen auf einem Lagerplatze wirkte auch nachteilig, desgleichen die um diese Zeit herrschende grosse Hitze. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass die durch längeres Lagern an einem Platze bedingte Unreinlichkeit des Lagers als das besonders gesundheitsschädigende Moment anzusehen ist.

Jedenfalls decken diese letzterwähnten Mitteilungen sich

mit den auch anderweitig vielfach gemachten Erfahrungen, dass der Ausbreitung der Ruhr durch derartige länger benutzte Lagerplätze von Armeen an der gleichen Stätte wesentlich Vorschub geleistet wird. Indessen auch unter anderen Umständen trat bei anderen Truppenteilen der grossen Armee die Ruhr bereits um diese Zeit als unheimlicher Gast auf. Hinter Witebsk (Juli 1812), wo die Soldaten sich auf das Fleisch gefallener Pferde, welchem sie durch Schiesspulver Würze zu geben suchten und auf ein schlammiges ungesundes Wasser als Getränk angewiesen sahen, rissen Krankheiten, besonders Ruhren ein, wodurch das Heer ungeheuere Verluste erlitt. Namentlich wurden die fremden Truppen, Deutsche und Italiener geschädigt, da man ihnen die grössten Strapazen zumutete und sie in der ohnehin so unzureichenden Verpflegung den Franzosen stets nachsetzte. Es ist dies eine Thatsache, obgleich sie von den Franzosen in Abrede gestellt wird (Steger cf. Litter.-Verz. Nr. 26, S. 62). Von russischer Seite (Boutourlin cf. Litter.-Verz. Nr. 7, Bd. 1, S. 61) wird aus der gleichen Zeit gelegentlich der Schilderung des Elends der französischen Armee angeführt, dass damals schon die Dysenterie mit ihren furchtbaren Verwüstungen drohte, welche auch die berühmtesten Männer nicht verschonte. Bald waren die Lazarette Wilnas mit 25000 Sterbenden überfüllt, ebenso wie die litauischen Dörfer. „Man musste dies gesehen haben", sagt derselbe Autor (l. c. S. 244), „um sich davon eine Vorstellung zu machen." Der Marquis de Chambray (l. c. Tome 1 pag. 242) erwähnt auch die um diese Zeit auftretenden vielen Krankheiten und namentlich die Ruhr. Er beschuldigt als deren Ursachen die Strapazen, die Entbehrungen, die ungesunden Lebensmittel (Fleisch und ein mooriges Wasser waren die einzige Nahrung), die brennende Sonne und die Bivouaks, die indes in der guten Jahreszeit den stinkenden Bauernhütten immer noch vorzuziehen waren.

Indes traten ausser den wohl erkennbaren und in das nosologische System der damaligen Zeit leicht einzureihenden Krankheiten auch solche auf, für welche dies nicht möglich war. Bei dem Mangel einer genaueren Beschreibung erscheint es auch nicht angängig, dies heut nachzuholen. Als Beleg mögen die nachstehenden Fälle gelten. In der letzten Hälfte des Monats August, nachdem der Dniepr und die über die sumpfige Kolowdnia führende Holzbrücke von der grossen Armee unter blutigen Kämpfen überschritten worden waren, — wobei die Franzosen 6—7000 Menschen, ebensoviel wie die Russen, an Toten und Verwundeten verloren hatten — und der Vormarsch mit grosser Schnelligkeit erfolgte, forderten die schlechten Lebensmittel und das sumpfige Wasser mehr Opfer, als die Waffen der Feinde. Wer aber krank oder verwundet wurde, konnte als verloren gelten, da der Mangel an Aerzten und Arzneien sowie insbesondere auch die schlechten Hospitäler selten eine Heilung ermöglichten (Steger l. c. S. 86). Ueber gleiche Notstände berichtet der Marquis de Chambray (l. c. Tome I pg. 331) etwa um dieselbe Zeit aus der Gegend von Smolensk. Er schreibt: „Diese grausamen Entbehrungen, die unmässige Hitze, der von allen um Smolensk in der Stadt und sogar in den Häusern liegenden Leichen ausgehende furchtbare Gestank verursachten eine ansteckende Krankheit, die noch mehr als die Wunden eine Menge dieser Krieger in kurzer Zeit hinrafft“. Da Chambray bereits vorher die Ruhr erwähnt hatte (l. c. Seite 61), ist nicht wohl anzunehmen, dass er mit dieser um Smolensk aufgetretenen ansteckenden Krankheit auch die Ruhr bezeichnen wollte. Eine genauere Beschreibung der Art dieser Erkrankung wird leider vermisst. Jedenfalls war es eine in epidemischer Ausbreitung auftretende Krankheit. Da hier jede anatomische Kontrolle fehlt, welche etwa solche symptomatologisch unklare Fälle hätte aufklären können, müssen wir uns bescheiden. Es ist be-

treffs dieser Krankheit nicht einmal gesagt, ob es sich dabei um eine mit Fieber einhergehende gehandelt hat, obgleich dies allerdings wahrscheinlich erscheint. Der Gedanke, dass auch hierbei Typhus vorgelegen hat, liegt immerhin am nächsten.

Inwieweit der Gestank allein als krankmachende Ursache anzusehen ist, darauf werden wir noch zurückzukommen haben.

Dass übrigens in jener so viele krankmachende Momente mit sich führenden Zeit durch die verschiedensten Ursachen fieberhafte Zustände veranlasst worden sind, welche mit irgend welcher Sicherheit einer bestimmten Krankheitsspecies nicht anzureihen sind, geht aus der Schilderung eines solchen Zustandes hervor, wie sie von v. Borcke (l. c. S. 238) geliefert worden ist. Als er am 16. Dezember in Schirwind, der ersten preussischen Stadt, die auf dem Rückzuge aus Russland berührt wurde, anlangte, waren er selbst und der General v. Ochs, dessen Adjutant v. Borcke war, in Lumpen gehüllt, von Schmutz starrend. Ihre Glieder waren erfroren. Der Uebergang zu einem ganz neuen Leben, dazu das plötzliche Fallen der entsetzlichen Kälte, wirkten nicht vorteilhaft, sondern nachteilig auf ihr Befinden; v. Borcke berichtet, dass er es auch nicht eine halbe Stunde in dem ersten Bett, das sich ihm wieder darbot, aushalten konnte. „Meine Frostwunden an Händen, Füssen und im Gesicht begannen nun erst", sagt v. Borcke, „zu schmerzen und mein Blut kam in eine solche Gärung, dass ich Linderung und Schlaf nur ausserhalb des Bettes auf der nackten Erde finden konnte." Am nächsten Tage, in Gumbinnen, glaubte v. Borcke sein Ende zu finden. Er bekam in der Nacht heftiges Fieber, am andern Morgen fühlte er sich am ganzen Körper wie gelähmt und bei den heftigen Schmerzen unfähig, ein Glied zu bewegen. Auch der General v. Ochs und die übrigen Gefährten befanden sich in einem ähnlichen, nur nicht ganz so üblen Zustande. Von v. Borcke wird der Zustand auf das eingetretene Tau-

wetter, den plötzlichen Eintritt in geordnete Lebensverhältnisse u. s. w. geschoben. Sie konnten sämtlich nicht weiter. Nach 24 Stunden war die Krankheit bei v. Borcke überwunden, er war fast schmerzlos und konnte mit den Uebrigen, die sich gleichfalls erholt hatten, die Reise nach Thorn fortsetzen, wo v. Ochs dann am Nervenfieber erkrankte. Von Borçke blieb gesund. Seiner in Gumbinnen überstandenen Krankheit einen Namen zu geben und die Ursache des Fiebers zu finden, dürfte nicht möglich sein. Ich führe diese Beispiele lediglich deshalb hier an, weil derartige Krankheitszustände, deren von Fieber begleiteter Verlauf nicht wundernehmen dürfte, damals sicher recht oft vorgekommen sein werden. Die gleichen ätiologischen Momente waren nämlich unter diesen Verhältnissen zweifellos sehr häufig vorhanden.

Von Borke hat das Auftreten von „epidemischen Krankheiten in Thorn“ im allgemeinen erwähnt, ohne zunächst einzelne derselben herauszugreifen. Er sagt: „Mit der Ankunft in Thorn konnten wir uns als aus dem grossen Schiffbruch — von dem 24000 Mann bestehenden westfälischen Corps, wozu auch v. Borke gehörte, hatten sich in Thorn kaum noch 1500 Mann aller Waffengattungen gesammelt — als gerettet betrachten, aber ein tückischer Feind bedrohte noch immer unser Leben. Epidemische Krankheiten brachen in Thorn und in allen Orten an der Weichsel aus, wohin die Trümmer der Armee kamen. Die Lazarette waren überfüllt, kein Haus ohne Kranke, und der Tod hielt eine furchtbare Nachlese. Man sah in den Strassen der Stadt zwar nur wenig Leichenzüge, aber die Totenkarren waren stündlich beschäftigt, die Opfer der Weichsel zuzuführen, und Tag und Nacht vernahm man das Rollen dieser Karren.“ Im nächsten Satze erwähnt v. Borcke die bereits (s. o. S. 37) berichtete Erkrankung des Generals v. Ochs an einem „Nervenfieber“. Danach wäre im Hinblick auf die von v. Borcke erwähnten „epidemischen“ Krankheiten wohl der Mutmassung

Raum zu geben, dass ausserdem noch andere Krankheiten in epidemischer Ausbreitung in Thorn aufgetreten sind. Eine genauere Charakteristik der Krankheitserscheinungen beim Typhus ist aber weder von v. Ochs noch von v. Lossberg noch von v. Borcke geliefert worden. Wir erfahren nur, dass dieses „Nervenfieber" von schweren Bewusstseinsstörungen begleitet war und dass bei v. Ochs eine Krisis eintrat. Von einem „Hautausschlage" wird aber nichts erwähnt. Ebensowenig finden wir darüber etwas bei Bourgeois, während Lemazurier das gelegentliche Auftreten von Petechien (s. o. S. 45) schildert. Von ausgedehnten roseolösen Exanthemen und besonders auch von solchen, welche eine petechiale Umwandelung erfahren haben, ist nirgends die Rede. Nichtsdestoweniger werden wir im wesentlichen an der Diagnose des exanthematischen oder Flecktyphus festhalten (cf. oben S. 58) müssen.

V. Krankheiten und Seuchen in der russischen Armee.

Wir haben bis jetzt lediglich den Gesundheitszustand der Napoleonischen Armee im Feldzuge gegen Russland und die in ihr während desselben auftretenden Krankheiten betrachtet. Was nun diese Verhältnisse in der russischen Armee während des Krieges anlangt, so sind mir darüber monographische ärztliche Bearbeitungen nicht bekannt geworden. Indessen möchte ich nicht daran zweifeln, dass solche in der russischen medizinischen Litteratur doch wohl existieren mögen. Was ich über die sanitären Verhältnisse in dieser Zeit mitteilen kann, besteht fast lediglich aus einer Reihe der den betreffenden historischen Schriften sowie der Memoirenlitteratur entlehnten Notizen.

Der Herzog Eugen von Württemberg weist in seinen Memoiren — l. c. Bd. II, S. 73 — die Voraussetzungen

des Generals v. Clausewitz als irrig zurück, dass der Zustand der russischen Armee bereits in der zweiten Hälfte des August 1812 traurig oder wohl gar verzweifelt gewesen sei. Der Herzog glaubt im Gegenteil behaupten zu dürfen, dass er höchst günstig gewesen sei, und dass fast nie in der Kriegsgeschichte der Wert einer Armee augenscheinlicher gewesen sei, als der der russischen in dieser Epoche. Die Fürsorge für das russische Heer war auch, wie von Th. von Bernhardi in seinen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals Grafen von Toll (l. c. Bd. II, S. 353) näher ausgeführt, während des Winterfeldzuges eine sehr grosse. Es war von der russischen Heeresleitung das Mögliche geschehen, um die Beschwerden eines Winterfeldzuges unter einem so rauhen Himmelsstrich, wobei fast stets grosse Verluste an Menschenleben zu beklagen sind, thunlichst zu erleichtern. Die Truppen hatten Winterkleidungen und Pelze erhalten. Sie litten nie Mangel, es fehlte ihnen nicht an Brot oder an Zwieback, und nur ausnahmsweise an ausreichendem Futter für die Pferde, und von dem ersten Frost an wurde jede Nacht bis auf wenige Ausnahmen kantoniert. Jedenfalls wird auch hier (l. c. S. 351) über die grosse Zahl der Erkrankungen in dieser Zeit geklagt. Von den 61964 Mann, welche in der Zeit vom 20. Oktober bis zum 14. Dezember 1812 dem russischen Heere verloren gingen, lagen zur Zeit 48335 Mann in den Lazaretten. Von diesen waren die meisten mit nur geringen Ausnahmen an Nervenfiebern erkrankt und nur sehr wenige kehrten wieder zu den Fahnen zurück. Jedenfalls gingen in diesen 45 Tagen drei Fünftel der gesamten Kutusowschen Armee zu Grunde. Dass aber die Versorgung der russischen Armee keineswegs stets so glänzend war und wohl auch nicht so sein konnte, wie von v. Bernhardi berichtet wird, geht aus den Mitteilungen von Bogdanowitsch l. c. III. Band S. 307) klar hervor, wo von der Verfolgung der traurigen Reste der französischen Armee die Rede ist. „Unter

solchen Umständen", sagt Bogdanowitsch nach der Schilderung des Elends bei den Franzosen „war die Verfolgung des Feindes seitens der Russen sehr beschwerlich; die Truppen mussten verstärkte Märsche machen und unterlagen beinahe ebenso wie die Napoleonischen Scharen dem Hunger und der Kälte. Im Verlaufe des zwölftägigen Marsches von der Beresina nach Wilna litt die russische Armee und besonders die Avantgarde bezüglich der Verpflegung entsetzliche Not und hatte zahlreiche Kranke und Nachzügler." Von Clausewitz (Litterat.-Verz. No. 8, S. 206) berichtet, dass man den Weg, welchen die russische Avantgarde auf der Rückzugsstrasse der Napoleonischen Armee genommen hatte, immer durch tote Russen, die dem Frost und den Anstrengungen erlegen waren, besät fand. Auch büsste Wittgenstein in den letzten 4 Wochen ein gutes Drittel seiner Truppen ein, denn er hatte in Czasniki noch über einige 40000 Mann verfügt und besass in der Gegend von Wilna kaum noch 30000. Eine sehr grosse Schwierigkeit war bei beiden Armeen, bei der Napoleonischen und der russischen, der Wassermangel, (cf. v. Clausewitz l. c. S. 167 und 171). An der letzterwähnten Stelle schreibt v. Clausewitz, dass er nie so an Durst gelitten habe; aus den widrigsten Quellen musste man schöpfen, um die brennende Qual los zu werden, und von Waschen war oft 8 Tage lang nicht die Rede. Als Vorteile, welche die Russen vor dem Feinde voraus hatten, wird aber hervorgehoben, dass erstere mit Kleidern gut versehen waren, und dass sie sich seitwärts von der Heerstrasse ausbreiten konnten. Hierdurch wurde es möglich, dass einzelne der russischen Truppenteile Quartiere erhalten konnten, während die Napoleonischen Truppen beständig marschieren oder höchstens bivouakieren konnten. Beitzke (cf. Litterat.-Verz. No. 1, S. 379), welcher den Verlust der Napoleonischen Armee auf mehr als eine halbe Million an Toten und Gefangenen schätzt, beziffert auch den Verlust der russischen Armee auf mindestens 300000 Mann. Wir ersehen

aus den Mitteilungen von Bogdanowitsch, — welcher in seinem ausgezeichneten Werke, das er auf den Befehl des Kaisers von Russland verfasste, ohne die Sachlage zu vertuschen, alle Mängel offen anerkennt —, dass die Russen fast ebenso wie die Scharen Napoleons dem Hunger und der Kälte erlegen sind. Die bereits erwähnten Angaben von v. Bernhardi über die Verpflegung, Ausrüstung u. s. w. des russischen Heeres sind übrigens nicht unwidersprochen geblieben. Bleibtreu (Litterat.-Verz. No. 3, S. 126) sagt in dieser Beziehung, dass man im eigenen Lande sich besser beköstigen und kleiden konnte, ist wahr; aber es fehlte den russischen Soldaten doch an warmem Schuhwerk und an Pelzen, Obdach gab's nicht, sondern Bivouak bei 18 Grad Kälte. Auch mit den Proviant-Rationen haperte es sehr. Die Nebenwege der verwüsteten Hauptstrasse mussten erst gebahnt werden. Bleibtreu erwähnt ferner, dass die Russen, welche mit grosser Zuversicht die Verfolgung der Napoleonischen Truppen aufnahmen, bald furchtbar litten. Er betont (l. c. S. 121), dass die Russen physisch nicht entfernt die Widerstandsfähigkeit zeigten, die man sich von ihrer Abhärtung machte, wie man sich dieselbe gewöhnlich vorstellt. „Obschon", fährt Bleibtreu — mit seinen eben berichteten eigenen Angaben allerdings etwas in Widerspruch geratend — fort, „in Pelze gekleidet und leidlich genährt, lag doch im Dezember ihre halbe Armee im Spital. Die Franzosen und Italiener hielten sich verhältnismäsig leidlich, am besten ertrugen jedoch die Kälte Norddeutsche und Polen, deren Natur überhaupt robuster erscheint, als die der Russen." Anders freilich spricht sich Lemazurier (l. c. 164 und 165) aus, welcher nur betreffs der geringen Widerstandsfähigkeit der Russen gegen die Kälte mit der von Bleibtreu ausgesprochenen Meinung übereinstimmt. Im übrigen meint er, dass die Franzosen, die Italiener, die Spanier, die Polen eine grössere Geduld im Ertragen von Leiden zeigten, als die Deutschen. Sie wären gleich bei dem

Beginn des Feldzugs unter dem Einfluss atmosphärischer Schädlichkeiten zahlreichen katarrhalischen Affektionen, der Ruhr u. s. w. verfallen und hätten die Lazarette angefüllt. Der Mangel an Branntwein und an einer ausreichenden Nahrung schwächte nicht nur nur ihre Muskeln — sondern auch ihre moralische Kraft. — Von da datiert der Ruin der deutschen Divisionen, welche bei dem Beginn des Rückzuges zumeist gefangen waren oder durch Krankheiten zu Grunde gegangen waren. Als bemerkenswert hebt Bourgeois hervor (l. c. S. 188), dass die Holländer am schlechtesten die Entbehrungen und die Anstrengungen ertragen hätten. Die holländischen Grenadiere der Garde und die roten Ulanen waren bereits bei Krasnoi verschwunden. Dass die Deutschen, aber auch die Italiener durch Ruhr am meisten geschädigt wurden, wird auch von anderer Seite angegeben (s. o. S. 61). Es wird dies aber nicht durch die geringere Widerstandsfähigkeit dieser Nationen erklärt, sondern vielmehr dadurch, dass den betreffenden Truppenteilen grössere Strapazen zugemutet wurden, während ihre Verpflegung eine schlechtere war, als die der Franzosen.

VI. Kritische Würdigung der einzelnen krankmachenden Momente sowie der Sanitätseinrichtungen in der Napoleonischen Armee.

Aus den vorstehenden Mitteilungen über die Erkrankungen der russischen Armee ist so viel ersichtlich, dass drei der wesentlichsten Ursachen, welche die grosse Napoleonische Armee zu Grunde gerichtet haben, nämlich der Hunger, die Kälte und von den Krankheiten insbesondere der Flecktyphus, auch dem russischen Heere verhängnisvoll geworden sind. Man hat im allgemeinen auch ärztlicherseits gemeint, den Typhus, ebenso wie auch die Ruhr, welche öfters neben Fleck-

typhus-Epidemien beobachtet wurde (cf. Roth und Lex, Litterat.-Verz. No. 21, 3. Band S. 328 und Fr. Seitz, Litterat.-Verz. No. 25, S. 156) und die mancherlei anderen Krankheiten, auf die — wie sich aus den obigen Ausführungen ergiebt — zahlreichen, die Armeen heimsuchenden Schädlichkeiten zurückführen zu dürfen. Die nicht ärztlichen Schriftsteller sind darin noch weiter gegangen als die Aerzte. Bleibtreu (l. c. S. 27) lässt z. B. unter dem Einfluss ausschliesslicher Fleischnahrung „die Ruhr einreissen". Eine sehr grosse Rolle spielt unter den als Seuchenerreger beschuldigten Ursachen bei den ärztlichen und nichtärztlichen Schriftstellern der Gestank. Von den letzteren sei hier noch namentlich Ségur erwähnt, welcher übrigens gleich Lemazurier hervorhebt, dass die Deutschen am ersten unterlagen. Ségur führt die beiden schrecklichen Seuchen, die Ruhr und den Typhus, auf den Giftstoff der Luft zurück, welche durch die verfaulten Körper von Menschen und Pferden, die auf allen Wegen umfielen, verpestet war (cf. Ségur, l. c. Seite 208). Ich habe bereits oben (S. 62) berichtet, dass Chambray sogar von einer durch Gestank veranlassten, anscheinend besonderen Art von ansteckender Krankheit spricht. Gewiss kann Gestank allein die Gesundheit dieser unglücklichen Menschen mehr oder weniger schwer beeinträchtigt haben. (Litteraturangaben s. bei Roth und Lex. l. c. Bd. II S. 136.)

Es ist aber nicht anzunehmen, dass die Entstehung von solchen Seuchen, wie Typhus und Ruhr auf den Gestank allein, welcher übrigens in diesem Kriege immer mit anderen Schädlichkeiten vergesellschaftet war, zurückzuführen sind. Interessant ist was betreffs des Einflusses des Gestankes Walter Scott (cf. Litterat.-Verz. No. 23, S. 224) berichtet hat. Er hebt den üblen Geruch des Schlachtfeldes von Waterloo hervor, welcher an mehreren Orten, wo die Schlacht gewütet hatte, trotz der Sorgfalt, welche man auf das Begraben und Verbrennen der Leichen gerichtet hatte, sehr auffiel. Die Zahl der Leichen

war sehr gross und der Raum, auf dem sie beerdigt worden waren, sehr klein, kaum zwei engl. Meilen lang, und eine halbe Meile breit. Die Zahl der Soldaten, welche auf beiden Seiten gefallen waren, bevor der Rückzug angetreten wurde, betrug mindestens 40000 Mann. Hierzu kommen noch die Kadaver von den vielen tausend gefallenen Pferden. Scott bemerkt, dass es zu verwundern sei, dass nichtsdestoweniger keine pestartige Seuche ausgebrochen ist. Wir können daraus so viel ersehen, dass die mit einer solchen Leichenfäulnis notwendigerweise verbundenen grossen Missstände nicht ausreichen, um eine Seuche zu erzeugen. Damit ist aber keineswegs bewiesen, dass durch derartige Anhäufungen von stinkendem Leichenmaterial, welches freilich in diesem Falle verscharrt war, dem Zustandekommen von allerlei Krankheiten nicht unter Umständen Vorschub geleistet werden kann. Indes bedürfen wir für die Entstehung derartiger infektiöser und kontagiöser Krankheiten, wie Ruhr, Flecktyphus u. s. w., spezifischer Krankheitserreger. Ebensowenig wie der auch häufig als Hungertyphus bezeichnete Flecktyphus durch den Hunger allein erzeugt werden kann, welchem die Menschen freilich auch aus mancherlei Gründen erliegen können, ebensowenig vermag der an sich ohne Zweifel der menschlichen Gesundheit nicht zuträgliche Gestank allein weder die Ruhr noch eine andere infektiöse oder kontagiöse oder gar mehrere verschiedene derartiger Krankheiten zu erzeugen. Indes haben der Hunger, der Gestank, die Kälte [1]), die moralische Depression und die vielen anderen

[1]) Larrey (cf. Litteraturverz. No. 14 pag. 527) giebt an, dass man in den ersten Tagen des Dezember in jedem Bivouak mehrere total Erfrorene hatte. Die Tage und Nächte des 8., 9., 13., 14. und 15. dieses Monats waren die schlimmsten. In dieser Zeit fiel der Thermometer, den er in das Knopfloch seines Rockes hängte, auf 25 bis 28° R. Die meisten Opfer lieferte die 12. Division (Loison). Von ihren 12000 Mann, mit denen sie von Wilna abmarschierte, kamen nach dem Bericht mehrerer Offiziere dieses Corps nur 360 nach Frankreich zurück. v. Scherer berichtet (l. c. pag. 50), dass in der Nacht vom 9.—10 Dezember der Réaumur'sche Thermometer auf 32° gesunken sei.

in diesem Kriege mehr als in manchem anderen hervortretenden, die körperliche und die geistige Widerstandsfähigkeit schwächenden Schädlichkeiten als prädisponierende Momente bei der Entwicklung und der Ausbreitung dieser Seuchen das ihrige beigetragen. Die kriegserfahrenen französischen Garden erwiesen sich als die widerstandsfähigsten. Freilich waren sie auch die Bevorzugten, welche in jeder Beziehung, auch was die Verpflegung anlangte, am besten versorgt waren. Eine wirkliche Brutstätte für die Entstehung und die Ausbreitung von Krankheiten waren die Kriegslazarette. Ebensowenig wie betreffs der mangelhaften Verpflegung und Ausrüstung der Armee, wie wegen der Beschaffenheit der Hospitäler, darf man Napoleon allein verdammen. Seine in beiden Beziehungen getroffenen Anordnungen waren die bestgemeinten und sehr ausgiebige gewesen. Dass aber auch noch umfassendere Vorkehrungen bei den sich so furchtbar gestaltenden Verhältnissen sich nicht als ausreichend erwiesen hätten, muss zugegeben werden. Worin Napoleon besonders gefehlt hat, dürfte in der bereits oben (S. 20) erwähnten unglücklichen Auswahl der das Verpflegungswesen leitenden Individuen liegen. Dass es in den Lazaretten an dem in der damaligen Zeit gäng und gäben infizierten Verbandmaterial mangelte, mag wohl nach dem jetzt an dasselbe zu stellenden Ansprüchen eher als ein Glück als ein Unglück angesehen werden. Das Unglück lag auch für die Verwundeten in erster Stelle, soweit sich die Verhältnisse aus den Schilderungen der damaligen Hospitäler ersehen lassen, darin, dass dort für sie überhaupt nicht gesorgt wurde, sondern dass sie lediglich neuem Elend preisgegeben wurden. Nach der Schlacht von Borodino (cf. Bourgeois, l. c. S. 50) blieben die unglücklichen Verwundeten auf dem Schlachtfelde, dem Einflusse der sehr rauhen Witterung ausgesetzt, liegen, ohne jegliche menschliche Hilfe, ohne jede Nahrung, sogar ohne einen Tropfen Wasser, um ihren Durst zu stillen. — Wenn nun

aber die Verwundeten in die Hospitäler aufgenommen wurden, waren sie dann besser daran? Hören wir, was die französischen Aerzte, welchen als Augenzeugen ein Urteil in dieser Beziehung zustand, darüber gesagt haben. Bourgeois (l. c. S. 68) erzählt, dass in den der Zerstörung entgangenen Städten, welche die Armee passierte, Kranke und Verwundete eingepfercht (encombrés) auf dem Pflaster im grössten Elend vollkommen hilflos lagen; man liess sie Hungers sterben. Bourgeois bezeichnet die sogenannten Hospitäler, welche man auf den Etappenorten fand, geradezu als grosse Gräber, deren Gegenwart sich schon von fern durch einen pestilenzialischen Gestank, sowie durch Massen faulender Kadaver und allerlei Unrat gebildete Kloaken kennzeichnete. In gleicher Weise schildert Lemazurier die Verhältnisse. Er hebt überdies (l. c. S. 174) hervor, dass in diesen Hospitälern die lediglich Erholungsbedürftigen mit den von ansteckenden Krankheiten befallenen Individuen zusammenlagen. Dies war noch nicht genug. Wie nämlich Lemazurier ferner schildert (l. c. S. 209), sah man im äussersten Grade der Abmagerung und Schwäche befindliche Kranke zwischen Leichen liegen. Diejenigen Kranken, welche einen Rest von Kraft in sich fühlten, warfen sich, von dem schwersten Hunger geplagt, auf Stücke Leder oder verzehrten Fleisch der Leichen, welche sie umgaben. So stand es in den meisten Lazaretten von Wilna, einzelne nur waren besser und befanden sich in ziemlich gutem Stande, d. h. die Kranken waren dort nicht absolut hilflos und verlassen. Der russische Kaiser Alexander I Pawlowitsch hat sich das Elend der französischen Lazarette selbst angesehen und, wie Lemazurier (l. c. S. 211) anerkennt, durch seine edle Sorge die Lage der Kranken erträglicher gemacht — leider zu spät, denn schon war der Typhus in die Civilbevölkerung und in die russischen Hospitäler verschleppt worden, woran der Umstand eine grosse Schuld trug, dass die den an Typhus verstorbenen Franzosen weggenommenen Gegen-

stände in die Häuser der Bevölkerung getragen wurden. Dass aber unter solchen Verhältnissen die Hospitäler nicht nur todbringende Anstalten für ihre Insassen, sondern auch Brutstätten für die Verbreitung ansteckender und verheerender Seuchen, insbesondere des Flecktyphus, werden mussten, dürfte niemand wundern. Dass Napoleon selbst sich darum gekümmert hätte, ist mir nicht bekannt geworden. Uebrigens war das Lazarettwesen auch in den früheren Napoleonischen Kriegen, wo die Situation weniger scheusslich war, als in dem Feldzuge gegen Russland, ausserordentlich anrüchig. Goethe hat in seiner „Campagne in Frankreich“ diese Thatsache erwähnt. Er gedenkt des Krankenhauses in Grandprée mit seinen mehreren hundert Unglücklichen, denen man nicht helfen und die man nicht erquicken konnte und an dem man mit Grausen vorüberzog (Notiz vom 3. Oktober 1792). Interessant ist auch das Urteil Harniers über die französischen Hospitäler in seiner Tagebuchnotiz vom 22. Februar 1812. Hier spricht sich Harnier, welcher damals zweiundzwanzig Jahre alt war — er wurde als das jüngste der 12 Kinder des geheimen Kriegsrates Harnier am 13. Februar 1890 in Kassel geboren — in folgender Weise aus:

„Je mehr ich das französische Spitalwesen in seinen Details kennen lerne, desto abominabler wird es mir; und hielte mich nicht teils der Wunsch der eigenen Belehrung, teils der, mich der Brigade nützlich zu zeigen, zurück, so würde ich längst mich schon retiriert haben. Ich kann hier noch eine Bemerkung nicht unterdrücken ob meines Avancements. Gern würde ich den Ehrenposten in der Garde nach einer Campagne angenommen haben, wo unstreitig ich mir chirurgische Routine, woran es mir noch ganz fehlt, und guten Namen in diesem Fach erworben hätte, jetzt aber fehlt mir im Grunde jeder legale Anspruch; älteren Chirurgiens majors, namentlich den aus Spanien zurückgekehrten, werde ich vorgezogen, und danke, wie jeder glauben wird, und wie

es auch wahr ist, bloss, den Konnexionen diese Stelle. Das ist wirklich ein Umstand, dessen Erinnerung mich wohl manchmal noch schamrot machen wird. Aber dann muss sich auch wieder doppelt angegriffen werden, um sich mit Ehren im Posten zu behaupten." Dass es sich hier lediglich um den Ausdruck von Harniers Bescheidenheit handelt, ist nicht anzunehmen. Dass übrigens auch im Verlaufe des Krieges betreffs der Beschaffenheit der Spitäler die Ansicht Harniers dieselbe blieb, ersehen wir aus seiner Tagebuchnotiz vom 12. September 1812 aus dem Lager von Kalkunen. Hier sagt er, dass er Kranke nicht in die Spitäler schicke, weil sie zu weit entfernt seien, weil es der Oberst nicht wünsche und weil sie einen schlechten Ruf haben. Am 24. November 1812 erfahren wir aus einer Notiz in dem Harnierschen Tagebuch, dass er in Keilhof, einem 4 Werste von Peckau entfernt gelegenen unbewohnten hübschen Vorwerk für sein Regiment ein eigenes Spital eingerichtet habe. Dass die Verhältnisse, unter denen das Regiment Harniers während des Krieges gegen Russland sich befand, recht ruhige und einfache waren, geht aus den oben (S. 27) gemachten Mitteilungen hervor. Grösseren an ihn herantretenden Aufgaben hätte Harnier nach den von ihm selbst gegebenen Schilderungen auch nicht genügen können. Ob er mit ärztlichen Hilfskräften versehen war, geht aus seinen Darstellungen nicht hervor. Dass an die Aerzte im übrigen die grössten Ansprüche herantraten, wird angesichts der Thatsache, dass die sanitären Verhältnisse der Napoleonischen Armee in dem Kriege gegen Russland unsäglich traurige waren, nicht wundernehmen. Es dürfte also nicht ohne Interesse sein, am Schlusse dieser Arbeit die ärztlichen Verhältnisse und die Vorbereitungen, welche für die Verwundeten und Kranken in dieser Beziehung getroffen waren, mit einigen Worten zu beleuchten und zu prüfen, ob die in dieser Beziehung für einen solchen Krieg vorgesehenen Massnahmen als ausreichende zu erachten sind.

Wir ersehen aus den Mitteilungen von J. D. Larrey (geb. 1766, gest. 1842) — (Litterat.-Verz. Nr. 14 Bd. IV), dass er, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, plötzlich am 12. Februar 1812 zum Chef-Chirurg der grossen Armee ernannt wurde. Die Sache kam ihm ganz unerwartet. In grösster Eile wurde der Sanitätsdienst des Hospitals der Garde und das Personal seiner Ambulanzen organisiert. Einer vollen Selbständigkeit erfreute sich Larrey offenbar bei seinen organisatorischen Arbeiten nicht, denn er musste von dem interimistischen Generalintendanten, dem „Ordonnateur" Joinville — über die Stellung und über die Befugnisse dieser Ordonnateure wurde bereits oben (S. 20) gesprochen — seine Instruktionen in Empfang nehmen. In Magdeburg, wohin er beordert war, traf Larrey ausserdem mit dem Chef-Arzt der grossen Armee Verfügungen, welche dahin gingen, den Zustand der Hospitäler zu verbessern. Die Heeresleitung und die „Ordonnateure", denen diese Dinge oblagen, hätten in dieser Beziehung natürlich früher Anordnungen treffen müssen. Weder dem Chef-Chirurgen Larrey noch dem Chef-Arzt der Armee, dem Baron Desgenettes (geb. 1762, gest. 1837), denen dabei die Hände gebunden waren, kann in dieser Beziehung ein Vorwurf gemacht werden. Der letztere, ein gleichfalls vortrefflicher Arzt, wurde in Russland in Ausübung seines Dienstes gefangen genommen. Als er bei dem Kaiser Alexander mit Rücksicht auf die Dienste, welche er den russischen Soldaten geleistet hatte, gegen seine Gefangennahme Einspruch erhob, wurde er unter entsprechenden Ehrenbezeugungen in Freiheit gesetzt. Beide waren jedenfalls ausgezeichnete Fachmänner, welche sich der Achtung und Verehrung ihrer Fachgenossen und der Armee in hohem Masse erfreuten, die das Beste wollten und in ihrem schweren Berufe gänzlich aufgingen. Es ist wohl zu beachten, dass Larrey kurz vor dem Beginn des russischen Krieges in Berlin noch einen Operationskursus abhielt, an welchem auch

die jungen Berliner medizinischen Militärärzte teilnahmen. Larrey hebt das Interesse und die Liebenswürdigkeit hervor, mit welcher die Berliner Autoritäten Hufeland, der Leibarzt des Königs, und der Generalchirurg der preussischen Armeen Goercke, sowie deren Chefarzt Wibel u. s. w. seine Bestrebungen unterstützten. Auch für die Organisation des Sanitätsdienstes im Felde that Larrey trotz der Kürze der Zeit noch mancherlei. Es wurden u. a. fliegende Ambulanzen eingerichtet. Wer nun den Bericht liest, welchen Larrey in schlichter Weise über die Geschichte des Krieges und über seine eigene Thätigkeit in demselben erstattet hat, der kann lediglich darüber im Zweifel sein, was er mehr anstaunen soll, die riesenhafte Thätigkeit dieses seltenen Mannes oder die Selbstaufopferung, mit welcher er Freund und Feind behandelte und pflegte. Interessant ist das Urteil Napoleons, welcher eine geringe Meinung von den Aerzten hatte und nur die Chirurgen gelten liess, über Larrey[1]). Dasselbe lautet folgendermassen: „Larrey ist der redlichste Mann und der grösste Freund der Soldaten, den ich je gekannt habe. Wachsam und unermüdlich in der Pflege der Verwundeten, sah man ihn auf dem Schlachtfeld nach einer Aktion, von einem Train junger Chirurgen begleitet, sorgfältig nachforschen, ob in den Körpern noch ein Lebenszeichen zu entdecken sei. In der rauhesten Witterung, in der Nacht wie am Tage, wurde er so unter den Verwundeten gesehen. Selten erlaubte er seinen Gehilfen einen Augenblick auszuruhen. Er plagte die Generale und störte sie nachts aus ihren Betten auf, wenn irgend eine Anordnung oder Hilfe für die Verwundeten oder Kranken nötig war. Sie fürchteten ihn alle, denn sie wussten, dass er jeden Augenblick bereit war, zu mir zu gehen und mir die Klagen vorzulegen. Er

---

[1]) O'meara (Napoleons Wundarzt auf St. Helena), Napoleon in der Verbannung. A. d. Englischen. 1822, II, 4 f. 235 f. (Citiert nach dem Stammbuch des Arztes. Stuttgart — ohne Jahreszahl — Seite 189.)

war der unerbittliche Feind aller Lieferanten." — Larrey verrichtete alle dringenden Operationen in den ersten 24 Stunden nach der Verletzung und hatte dabei, trotz der im übrigen verzweifelten Verhältnisse, nichtsdestoweniger ausgezeichnete Ergebnisse. Auf dem Schlachtfeld war Larrey mit seinen Aerzten bemüht, den Wunden bei dem ersten Verbande eine sorgfältige Behandlung angedeihen zu lassen. Zum Verband verwendeten die Aerzte, als das Verbandsmaterial sehr bald erschöpft und kein neues zu beschaffen war, zunächst ihre eigenen Hemden. Später waren sie bestrebt, Ersatz in anderer Weise zu besorgen, als auch keine Wäsche mehr verfügbar war. Man nahm zu Verbänden Papier aus den Akten, welche man fand, u. s. w. Es würde zu weit führen, hier auf die chirurgische Thätigkeit Larreys, besonders auf seine operativen Leistungen in Smolensk und im weiteren Verlauf des Krieges näher einzugehen. Es liegt überhaupt ausser dem Rahmen dieser Arbeit, hier von den traumatischen Erkrankungen, den Verletzungen mit Schuss- und anderen Waffen zu sprechen. Jeder Arzt wird mit Genugthuung die lebenswahren und ergreifenden Schilderungen lesen, welche Larrey davon entworfen hat. Jeder wird daraus die Ueberzeugung gewinnen, dass es jedenfalls an den Aerzten nicht gelegen hat, dass so viele Menschenleben die Opfer dieses Krieges geworden sind. Für die Mangelhaftigkeit der getroffenen Fürsorge sind die Aerzte durchaus nicht verantwortlich zu machen.

Kein Vorwurf ist mir gegen die Aerzte bekannt geworden. Ihre Leistungen entsprachen durchaus dem damaligen Stand der medizinischen Wissenschaft. Jedenfalls aber darf man ihrer ganzen Haltung nachrühmen, dass auch in diesem Feldzuge bei ihnen das Wort des Grafen H. von Moltke sich bewahrheitet hat, „dass sich im Kriege die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens entfalten" [1]).

[1]) Graf H. von Moltke, l. c. Bd. V. S. 194.

Ich habe mir Mühe gegeben, zu ermitteln, wie viele der in diesem Kriege thätig gewesenen Aerzte ihrem Berufe erlegen sind. Indes fehlen die genügenden Unterlagen für eine derartige Feststellung. Lemazurier (l. c. S. 169) beklagt den Tod von Gaulthier, des Arztes, welchen der Chefarzt der französischen Armee nach Warschau geschickt hatte, um die Ursachen der dort ausgebrochenen Skorbutepidemie zu ermitteln, und dem es gelang, durch die Beseitigung der bestehenden Missstände, die Epidemie zu beseitigen (s. oben S. 42). Dass Larrey, der Chef-Chirurg der französischen Armee, auf dem Rückzuge in Königsberg, wie er selbst sagt, infolge des langen und mühsamen Besuches der zahlreichen dortigen Hospitäler am Typhus erkrankte, wurde oben (S. 57) bereits angegeben.

VII. Litteraturverzeichnis.

Bei der Abfassung vorstehender Arbeit wurden die nachstehend aufgeführten Werke, ausser den in dem Text angeführten, benutzt:

1. Beitzke, Heinrich, Geschichte des Russischen Krieges im Jahre 1812. 2. Aufl. Berlin 1862.
2. Th. von Bernhardi, Denkwürdigkeiten des u. s. w. Grafen Toll. 2 Bd. Leipzig 1856.
3. Karl Bleibtreu, Der russische Feldzug 1812. 2. Aufl. Jena (ohne Jahreszahl).
4. Bogdanowitsch, M., Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812 u. s. w. 3 Bde. Leipzig 1863.
5. Johann von Borcke, Kriegerleben 1806—1815. Berlin 1888.
6. Réné Bourgeois, Docteur en médecine de la Faculté de Paris, Chirurgien major du régiment du Dauphin

Cuirassiers, (Témoin oculaire), Tableau de la Campagne de Moscou en 1812. Paris 1814.

7. Boutourlin, aide-de-camp de S. M. L'Empereur de Russie, Histoire militaire de la campagne de Russie Tome 1. Paris et Petersbourg 1824.
8. General Carl von Clausewitz, Hinterlassene Werke. Bd. 7. (Der Feldzug von 1812 in Russland u. s. w.) Berlin 1835.
9. Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. 3. Aufl. III. Bd. Jena 1882.
10. Harnier, Chirurgien major, Tagebuch in den Kriegsjahren 1810—1814. (Ungedruckt.)
11. August Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. 2. Aufl. Bd. 1. Stuttgart 1881.
12. Von Hohenhausen, Biographie des Generals von Ochs. Cassel 1827.
13. Jos. Rom. Louis Kerckhoffs, Observations médicales, faites pendant les campagnes de Russie en 1812, et d'Allemagne en 1813. Maestricht 1814. (Das Buch Kerckhoffs' ist in mehreren Auflagen erschienen; Stricker und wohl auch Haeser haben die dritte, im Jahre 1836 in Antwerpen erschienene benutzt, daraus erklären sich wohl die oben (S. 31) erwähnten verschiedenen Namen des Verfassers.)
14. Baron D. J. Larrey, Mémoires de chirurgie militaire. Tome 1—4. Paris 1812—1817.
15. Baron D. J. Larrey, Clinique chirurgicale, exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829. Tom 1—5. Paris 1830—1836.
16. M. J. Lemazurier, de la campagne de Russie. Recueil de mémoires de médecine. Tome III. Paris 1817, pg. 161.
17. Von Linstow, Kriege, Schlachten und Belagerungen, in denen nicht die feindlichen Waffen, sondern Krank-

heiten das entscheidende Moment waren. Deutsche militärärztliche Zeitschrift 1900, Seite 205.

18. Lossberg, v., Generallieutenant, Briefe in die Heimat, geschrieben während des Feldzugs 1812 in Russland. Cassel 1844.
19. Franz Röder, Grossherzogl. Hess. Oberst. Der Kriegszug Napoleons gegen Russland im Jahre 1812. Leipzig 1848.
20. Roth v. Schreckenstein, Die Cavallerie in der Schlacht an der Moskwa. Münster 1858.
21. Wilhelm Roth und Rudolf Lex, Handbuch der Militärgesundheitspflege. Berlin 1872—1877. 3 Bde.
22. Chr. Joannes de Scherer, Historia morborum, qui in expeditione contra Russiam anno MDCCCXII facta legiones Würtembergica invaserunt, praesertim eorum, qui frigore orti sunt. Tübinger Inaugural-Dissertation 1820. (Die von Scherersche Dissertation ist ins Deutsche übersetzt im fünften Stück der Weberschen Sammlung medizinisch-praktischer Dissertationen von Tübingen. S. 11 u. folg. Tübingen 1829.)
23. Walter Scott, Pauls Briefe an seine Verwandten. Deutsch von Müller. Leipzig 1822.
24. General Graf von Ségur, M., Geschichte Napoleons und der grossen Armee im Jahre 1813. Uebersetzt nach der zehnten französischen Ausgabe von W. C. Schröder. Stade 1838.
25. Seitz, Franz, Der Typhus, vorzüglich nach seinem Vorkommen in Bayern geschildert. Erlangen 1847.
26. Friedrich Steger, Der Feldzug von 1812. Braunschweig 1845.
27. Stricker, Wilhelm, Historische Studien über Heereskrankheiten und Militärkrankenpflege. 1743—1844, Virchows Archiv, Band 53. Berlin 1871.
28. Carl von Suckow, Aus meinem Soldatenleben. Stuttgart 1862.

29. General Sir Robert Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia by Napoleon Bonaparte and the retreat of the French Army 1812. London 1860.
30. Württemberg, Herzog Eugen von, Erinnerung a. d. Feldzuge des Jahres 1812 in Russland. Breslau 1846.
31. Derselbe, Memoiren des Herzogs E. v. W. 3 Bände. Frankfurt a. d. O. 1862.

Weiteres litterarisches, besonders kriegsgeschichtliches Material findet sich im Katalog der Bibliothekabteilung des K. u. K. Kriegsarchivs Wien 1896—1898 angegeben.



